

0.24 A.-B.

891.73

K84

Om:G

cop.2

Universal-Bibliothek

3098

Jede Nummer
für 20 Pfennig
überall käuflich

Das Meer.
In schlechter Gesellschaft.

Zwei Erzählungen

von

W. Korolenko.

Aus dem Russischen übersetzt

von

Julius Grünberg.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch
jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

Aus Reclams Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pf.

Erzählungen, Novellen, Humoresken aus dem amerikanischen Leben:

- Beecher-Stowe, Harriet, Onkel Toms Hütte oder Negerleben**
in den Sklavenstaaten von Amerika. Nr. 961—965. Geb. 1 M. 50 Pf.
- Berges, Ph., Amerikaner.** Humoristische Skizzen aus dem
amerikanischen Leben. Nr. 2508. 2698. 2829. 3175. 3713. In
1 Band geb. 1 M. 50 Pf.
- , **Bunte Bilder aus dem New Yorker Leben.** Nr. 2965.
- Bret Harte, Californische Erzählungen.** Nr. 571. 607. 629. 671.
712. 1069. 1127. 1164. 1204. 1230. In 2 Bde. geb. à 1 M. 20 Pf.
- , **Gabriel Conroy.** Roman. Nr. 771—775. Geb. 1 M. 50 Pf.
- , **Die Geschichte einer Mine.** Eine californische Skizze.
Nr. 1039. 1040. Geb. 80 Pf.
- , **Thankful Blossom.** Eine Geschichte. Nr. 870. Geb. 60 Pf.
- Cooper, J. F., Der letzte Mohikaner.** Roman. Nr. 875—877.
Geb. 1 M.
- , **Der Spion.** Roman. Nr. 1016—18. Geb. 1 M.
- Ferry, Gabriel, Der Waldläufer.** Roman. Nr. 3639/40.
3653/54. 3679/80. 3689/90. In 2 Bände geb. 2 M. 25 Pf.
- Gerstäder, Friedr., Die Regulatoren in Arkansas.** Roman.
Nr. 4371—75. Geb. 1 M. 50 Pf.
- , **Die Flusspiraten des Mississippi.** Roman. Nr. 4406—10.
Geb. 1 M. 50 Pf.
- , **Das sonderbare Duell und zwei andere humoristische**
Erzählungen. Nr. 4395.
- , **Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer.** Erzählung. Nr. 4468.
- , **Unter dem Äquator.** Javanisches Sittenbild. Nr. 4561—65.
Gebunden 1 M. 50 Pf.
- , **Der Wilderer.** Drama in fünf Aufzügen. Nr. 4414.
- Habberton, John, Allerhand Leute.** Lebensbilder aus dem
amerikanischen Westen. Nr. 1517. 1518. Geb. 80 Pf.
- Mark Twain, Ausgewählte Skizzen.** Nr. 1019. 1079. 1149.
2072. 2954. 3749.
- Bajeken, Friedrich J., Aus dem wilden Westen Nord-**
amerikas. Erlebnisse und Skizzen. Nr. 2752. 3284.
- Kuppiss, Otto, Der Pedlar.** Roman aus dem amerika-
nischen Leben. Nr. 1141—1143. Geb. 1 M.
- , **Das Vermächtnis des Pedlars.** Folge des Romans:
"Der Pedlar". Nr. 1316—1318. Geb. 1 M.
- Wiedede, Fr. C. v., Amerikanische Novelletten.** Nr. 909. 1234.

Philippson

Das Meer.

In schlechter Gesellschaft.

Zwei Erzählungen

von

W. Korolenko.

Aus dem Russischen übersetzt

von

Julius Grünberg.

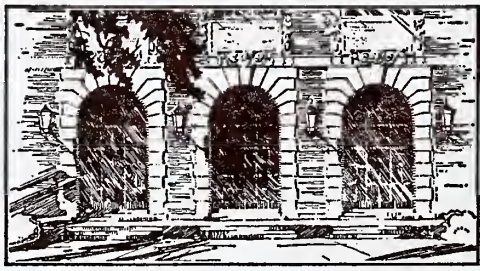
Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

OAK STREET

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

From the family of
Ernst Alfred
Philipppson



Philippson

Das Meer.

In schlechter Gesellschaft.

Zwei Erzählungen

von

W. Korolenko.

Aus dem Russischen übersetzt

von

Julius Grünberg.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Neclam jun.

OAK STREET



Digitized by the Internet Archive
in 2016

891.73

K84

Om:G

cap. 2

Das Meer.

Eine Skizze.

1.

Die Sonne ging unter und der Wind hob sich.

Der Westen war purpurn gefärbt, und je weiter und tiefer der Horizont aufflammte, desto kälter und unergründlicher schien das Blau des Meeres. Die Wasser spielten, das Meer wogte, und hie und da hoben sich rauschend weiße Kämme; es schien, als steige es aus der Tiefe des Oceans hervor, bleich vor zurückgehaltenem Grimme.

Die Wolken zogen in breiten Streifen über den Himmel und schienen die Glut zu erhöhen. Und vom Osten her näherten sich schwarz die dunklen Schatten der Nacht und legten sich über das wogende Meer und zogen, zugleich mit dem Winde, dem flammenden Westen entgegen, gleichwie dem Rachen eines gewaltigen Feuerofens. In der Ferne wiegte sich ein weißes Segel, wie der Fittich eines erschreckten Vogels. Der verspätete Fischer floh vor dem einbrechenden Sturme, sein Boot zum Ufer des Kriegshafens lenkend.

Der Sturm war nah . . . Das heimatliche Ufer kaum sichtbar; das Meer wogte; tiefes Dunkel lagerte sich darüber . . . Das Fischerboot hielt seinen Kurs zur vom Meere aus sichtbaren Festung.

Die Wellen schlagen ans steinige Ufer; der weiße Schaum umfängt das abhängige Ufer der Insel, die Wasser spielen, sich immer höher und höher erhebend, fallen und brausen.

Die Festung steht, finster dem Spiele der Wellen zuschauend, wie ein Segner; die düstern, moosbewachsenen Felsen hüten ihre Kräfte, die Wogen des Meeres thun's auch.

Der Himmel wird dunkler, die Nacht bricht herein. Von dort, wo sich zischend weite Reihen weißer Häupter aus dem Meere erheben, vom Dunkel überlagert, kommt der gewaltige Sturm mit der finstern Nacht . . .

In einem Fenster der Festung leuchtete ein rotes Flämmchen auf, und bald verschwand die Insel mit der Festung im Dunkel hinter den sich bewegenden Wellen . . . Nur das rote Flämmchen stand oben, über der zischenden Fläche — ein kleiner, trauriger Funke über dem brausenden, unendlichen Abgrund . . .

„Halt! . . . Werda!“

Der Posten ruft es vom Walle aus dem Boote zu, und der Soldat, mit seiner Gestalt hervortretend aus dem Dunkel, richtet die Flinte darauf. Doch das Meer ist schrecklicher als der Mensch. Der Fischer kann Segel und Steuer nicht aus den Händen lassen, und die Stimme wird übertönt vom Rauschen des Meeres. Das Boot wartet vorsichtig den Anschlag der Wogen ab; es weicht zurück, erzittert plötzlich . . . und im Nu fällt das Segel ab und das Boot fliegt der kleinen Bucht zu.

„Werda?“ fragt der Soldat nochmals und blickt mit froher Teilnahme auf das geschmeidige Boot, das jetzt sich leicht auf dem ruhigen Wasser der Bucht wiegt, und auf das zürnende Meer . . .

„Brüderchen . . . sieh, wie es wogt . . . öffne . . .“

„Warte, gleich! ich rufe nur den Offizier!“

Auf dem Walle erschienen neue Gestalten. Die Stimmen der Menschen hört man kaum beim Geräusche des Meeres und Sturmes; je lauter die Wellen rauschen, desto teilnahmsvoller die Stimmen . . . Bald öffnete sich das Thor in der Mauer und der Fischer trat in die Festung hinein.

Dort in der Soldatenhütte wird er Ruhe und trauliche Wärme finden während der stürmischen Nacht. Angenehm ist ihm jetzt die Erinnerung an das böse Rauschen und Tosen der Wellen des Oceans, an die dunkle, undurchdringliche Nacht, die dort über den Abgründen lagert, dort, wo er noch vor kurzem geweilt . . . Angenehm sind die Erinnerungen daran am Tisch, auf dem hell die Lampe brennt, und die dampfende Schüssel des müden Fremdling's harrt!

Hinter der Mauer liegt jetzt nur noch das Meer und das düstere Gefängnis mit dem roten Flämmchen; es rauscht, es tost, es brandet das Meer und der Sturmwind segt über die aufgeregten Wellen dahin . . .

Und noch das Boot an der Kette wiegt sich am Fuße der Mauer, wie ein lebendiger Gegenstand, der sich vor der gewaltig einbrechenden Macht der Welle wehrt.

2.

Das Licht im Fenster des Turmes schien für einen Augenblick zu verlöschen.

Der Kopf eines Mannes lehnte sich an das Eisengitter. Der Gefangene blickte ins Meer hinaus — und sprang hastig vom Fenster zurück. Das Meer brauste — und unten am Ufer schaukelte und wiegte sich ein Boot auf den Wellen. Er glaubte, es sei nur eine Täuschung, ein Wahnbild seiner erregten Phantasie — eine düstere Kraft des nächtlichen Dunkels, die seinen Vorstellungen dies Bild vorgezaubert hätte. Er schritt in seinem Käfig auf und ab und sein Schatten flimmerte durch die Eisenstäbe der Fensteröffnung. Und wieder sprang er hinauf und blickte mit gierigen Augen hinab ins Dunkle. Die Wellen schlugen rauschend an das Ufer, und das sich wiegende Boot lockte und reizte den Gefangenen. Der Mast knarrte gleichmäßig unter den Schlägen der Wogen an die Planken des Seglers; dem Gefangenen schien es die Stimme einer Sirene, die ihn mit

zärtlichen, singenden Tönen zu sich aus dem dunkeln Kerker hinausrief. Der Mann sprang wieder hinab und in der entgegengesetzten Ecke sich niederduckend, schaute er mit wildem Blick zum Fenster. Die Nachtflamme beleuchtete mit gleichmäßigen, rötlichem Lichte die bis auf jeden Fleck an der Wand längstbekannte Zelle. Doch jetzt sah er nur eins: in das dunkle Fenster blickte die stürmische Nacht herein. Das Heulen des Sturmes trat an die Stelle der bedrückenden Stille des Gefängnisses und ließ den Mann das Bild des Bootes nicht vergessen. Er strengte sein Gehör an, und manchmal — zwischen dem Rauschen des Meeres und dem Pfeifen des Windes, hörte er das zärtliche, milde Knarren des Mastes.

Einige Minuten vergingen.

Der Gefangene richtete sich plötzlich auf und trat zur Wand. Er nahm einen Stein heraus und ergriff aus dem geheimnisvollen Versteck eine kleine Feile. Zur Thür tretend, legte er sein Ohr an das Schlüsselloch und horchte. Alles war still. Im Korridor nebenbei hörte man keine Schritte; alles Leben im Gefängnis schien erstorben und nur das Geräusch des Sturmes war im Gefängnisse hörbar. Dann trat der Mann zum Gitter. Schon längst, an ebenso stürmischen Tagen, hatte er die Stäbe angefeilt, das Knirschen der Feile durch das Wüten des Sturmes verdecken lassend, sodaß die Posten auf der Mauer von seiner Arbeit nichts hören konnten.

Wozu er das that, wußte er selbst nicht genau. Über seinem Haupte schritt der Posten auf und ab und konnte mit einem Blicke das ganze Ufer überschauen. Die Boote standen stets in der Nacht auf der andern Seite und nur in stürmischen Nächten hatte er arbeiten können, nur in stürmischen Nächten, wenn der Posten sich in sein Hänschen zurückzieht und in seinen Mantel wickelt, in der festen Überzeugung, daß bei solchem Unwetter kein Boot sich nahen und niemand sich dem Meere anvertrauen könnte — nur in

solchen Nächten konnte er hoffen, die Stäbe durchseilen und seinem düsteren Gefängnis entfliehen zu können . . .

Wozu? . . .

Alles das wußte er, doch das menschliche Herz ist so seltsam, daß es zu schlagen aufhört, wenn ihm der letzte Funke der Hoffnung erlischt. Die Hoffnung, dunkel und unbestimmt, lebte noch in ihm, und ins Meer blickend, wenn es ruhig und spiegelglatt da lag, wartete er mit Ungeduld auf einen Sturm. Und wenn dann der Wind pfiff und das Meer rauschend und tosend seine Wellen zischend ans Ufer schlagen ließ, verbrachte er lange Nächte an der Arbeit und wenn er sich danach auf sein hartes Lager warf, schlief er einen festen Schlaf und träumte von der Freiheit. Er wußte, daß ihn jetzt von der Freiheit ein dünner, fast durchseilter Eisenstab — und die Unmöglichkeit, das stürmische Meer durchschwimmen zu können — trennte. Der Stab wird bald gänzlich durchseilt sein — das einzige Hindernis bleibt dann nur noch — nur das einzige!

Und wieder ging er an die Arbeit.

Das Meer grollte, das Boot wiegte sich leicht in der Bucht, der Gefangene arbeitete und oben auf der Mauer suchte der Soldat Schutz in seinem Wächthäuschen vor den Schlägen des Windes.

Nachdem er das Gitter durchseilt, hob er es vorsichtig heraus und stellte es auf den Boden; schnell, ohne lange Überlegung, sprang er auf das Fenster und von dort auf die Erde. Hier erst schien er zu begreifen, was ihm bevorstehe.

Der Sturm machte ihn wanken. Dort, in der Zelle, hatte er sich keine Vorstellung von der Gewalt des Sturmes gemacht, und erst jetzt, von ihm erfaßt, betäubt von dem Brüllen des ungeheuren Meeres, fühlte er sich macht- und kraftlos. Ihm schien jetzt das Dunkel noch dunkler, der Wind noch gewaltiger, das Grollen des Meeres noch stärker. Hier, außerhalb der Mauer, im Freien — vergaß er sich selbst. Die kleine, dunkle Gestalt des Menschen schlich in

der Dunkelheit am Fuße der Mauer dahin und duckte sich an der Ecke nieder. Und wieder war um ihn nur das graue Meer und die Mauern des Turmes.

Und das Meer führte seine stürmende Unterhaltung mit den Felsen am Ufer, und der Mensch saß, zitterte und lauschte mit pochendem Herzen.

Tausende von Stimmen, sich vermengend in einen fernen und dumpfen Ton — erschollen von ferne, von dort, wo das Dunkel sich tief hernieder neigte über die weißen, zischenden Häupter der Wellen, die einander zu jagen, zu haschen schienen. Eine zahllose Menge phantastischer, belebter Ungeheuer, schien es, stritten stürmisch über etwas, und dieser Streit, so verwirrt und unverständlich er war, machte das Ohr erzittern durch seine elementare Gewalt, durch die fast bewußte, und dadurch nur desto schrecklichere Harmonie. Wer lenkte, wer besänftigte sie, diese wilden Gewalten, die sich vereinigend, ihre Kräfte zu sammeln und ihren Vorderen ihren Beifall auszudrücken schienen?

Und da, aus diesem vermischten, dumpfen Geräusch, erschallt plötzlich ein tiefer, langanhaltender Ton, und wächst, in der Dunkelheit erstarkend, und ergießt sich hörbar über das Meer, immer stärker, gewaltiger und näher. Man fühlt's, wie die Insel selbst erzittert, und der Ton wächst immer mehr, deutlich sich abhebend von jenem Gemenge von Tönen.

Der Mensch kann sich nicht losreißen von dieser Finsternis, die voll von Tönen und gespenstischem Leben. Er wartet und sieht, wie das Dunkel Gestalt annimmt, wie es sich hebt und fällt. Und plötzlich überfällt eine immense Welle das Ufer, wie ein Tier, mit gebogenem Rücken und phosphorglänzendem Schweif.

Einen Augenblick verschwindet alles im Wasser und tausendstimmigen Tönen. Der Mensch schmiegt sich an den Felsen, im furchtbaren Schreck des Augenblicks alles vergessend, ja sogar seine eigene Existenz.

Das Ungeheuer, das aus dem Dunkel sich erhoben hat, herrschte allein einige Augenblicke, alles überschüttend mit feinen Tropfen und übertönend mit dem Geräusche seines Falles. Doch nach einem Augenblick erleht das finstere Ungeheum wiederum von neuem . . .

Das Meer aber tritt zurück. Das Tosen verstummt, die weißen Häupter der Wellen glätten sich, und die Steine, vom Felsen abgerissen, fallen lachend und rollend ins Meer . . .

Mit heißem, sehnsuchtsvollem Blicke folgt der Mann, der an der Mauer lehnt, der zurückgleitenden Welle. Sie scheint ihn mit ihrem Geplätscher hinauszurufen in die Freiheit. Noch scheint es ihm, daß die stürmischen Stimmen um ihn sich streiten, daß ihre Harmonie halb loedend und ärgerlich, halb verächtlich ertönt!

Doch als das Dunkel wieder erstarft und die Flut sich naht im Ansturm der Wellen, schmiegt er sich wieder nah an die Mauer. Er hebt das Auge, und mit furchtsamem Blick schaut er auf das unbewegliche, furchtbare Gebäude. Der Felsen hebt sich hoch über das Meer und scheint spöttisch hinabzuschauen auf dessen Unruhe und Lärm.

„Bleib hier!“ sagen diese Mauern — „hinter uns ist Ruhe und Stille — dort Unruhe und Gefahr!“

Die Kanonen strecken ihren Schlund über ihn hinweg und starren auf den unsichtbaren Feind in stummer Erwartung.

Der Schrecken vor der grausen, erregten Elementar-gewalt hatte die eingeschüchterte Seele des Mannes ganz gefangen genommen.

„Nein!“ — denkt er — „so spricht nur der Untergang zu mir mit dieser schrecklichen Stimme — der Tod ist es, der über dem Meere schwebt — und nach seinem Opfer ruft.“

Und er erhob sich, trat schwankenden Schrittes zu seiner Zelle und blickte nochmals ins Meer hinaus. Die Wellen näherten sich wieder in gewaltigem Ansturm dem Ufer.

Hastig blickte der Mensch, sich ausschwingend aufs Fenster, nochmals in seiner Zelle sich um.

3.

Das Licht flammte wie früher. Vom gleichmäßigen, leblosen Lichte beleuchtet, war die Zelle bis auf jeden Winkel dem Auge des Beschauers sichtbar. Von diesen Mauern, von der Decke, die sich wölbte — blickten auf den Mann viele lange Jahre seines Lebens, und die hier herrschende Stille schien ihm schrecklicher, als das wütende Brausen des Oceans . . .

Er blickte von außen hinein und staunte.

Worüber? Alles war hier auf dem alten Platze. Die düstere Zelle, die er während seines Hierseins so unzählige-male durchschritten hatte, während unendlicher Tage und schlafloser Nächte. Auf dem Boden lag der Strohsack, an dem Kopfende stand der Krug mit Wasser . . .

Erschreckt sprang der Mann zurück. Das ruhige Licht der Zelle schien ihm schrecklicher als das Brausen des Meeres. Er war erstaunt gewesen, jetzt machte dies Staunen einem Gefühl unsagbaren Schreckens Platz, der sein Gesicht sich verzerren ließ. Er war erstaunt gewesen, daß er nicht in der Zelle, daß sie leer sei. Doch im selben Augenblicke sah er sich wieder an dem gewohnten Platz: auf dem Strohsack lag ein Mensch mit müdem, totenbleichem Antlitz. Er schien den Streit des Oceans mit der steinernen Mauer nicht zu hören. Seine Hand lag auf der Brust, auf der Stirn standen tiefe Furchen, die Lippen waren zusammengekniffen, die Augen geschlossen. Er rührte sich nicht. War das die Ruhe des Schlafes oder — des Todes? Jedenfalls war diese Ruhe schrecklich und der Mann von außen sprang entsetzt herab, um seinen Doppelgänger auf dem Strohsack nur nicht sehn zu müssen . . .

Wieder erfaßte ihn der Sturm, wieder starzte über seinem Haupte der Schlund der Kanone, jemanden stumm drohend,

und wieder rauschte die Welle, die sich eben zurückgezogen hatte, um gleich wieder anzustürmen, und das Brausen des Meeres schien ihm wie ein brüderlich lockender Ruf . . .

4.

Er stürzte zum Boot und löste die Kette. Es stand in einer kleinen Bucht. Die Festung trat spitz vor ins offene Meer, aus welcher Richtung der Sturm direkt gegen das Ufer anstürmte. Die Mauer stand ihm im Wege und hinter ihr war das Meer verhältnismäßig ruhig. Nur ein großes Stück vom Ufer entfernt, traf der Wind, dessen Gewalt von der Mauer gebrochen wurde, wieder das offene Meer, und da konnte man wieder die weißen Wellenhäupter erblicken.

Der Flüchtling sah sich das Boot an: es war in Ordnung. Ein Strandbewohner hatte es augenscheinlich gebaut. Das Segel lag auf dem Boden, die Ruder in den Ruderschlüsseln längs der Länge des Bootes. Das Steuer schaukelte sich, von den Wellen bewegt, in Erwartung einer kundigen Hand.

Und wieder blickte der Mann ins dunkle Meer hinaus . . .

Jetzt schwankte er nicht mehr, er hatte sich entschieden; er berechnete.

Ein neuer Ansturm erfolgte. Der Mann sprang ins Boot, wandte es dem fernen Ufer zu — breitete das Segel und ergriff das Steuer. Als die Insel unter der Gewalt der anstürmenden Wogen erzitterte, war alles fertig. Wieder zersprangen die Wasser in tausend Tropfen unter lautem Rauschen, das Wasser hob sich und schlug ans Boot. Das Boot schob sich vor, erzitterte, blieb stehen und schoß plötzlich wie ein Pfeil ins Dunkel hinaus . . . Das Segel blähte sich straff und stramm, schier leblos blieb der Mann am Steuer stehen.

Einige Augenblicke vergingen. Er wandte sich instinktmäßig um, ohne den Gedanken an eine Rückkehr zu haben.

Das schwarze Ungeheuer stand hoch über dem Meere, mit unglaublicher Schnelligkeit im Dunkel verschwindend.

Das röttliche Licht brachte ihm seine stille Kerkerzelle in Erinnerung. Das unbehinderte Licht ergoß sich frei, auf den Wellen in einer Lichtlinie spielend; und im Gegensatz zu diesem stürmischen Treiben hier, trat in dem Gedächtnis des Flüchtlings das Bild des Gefängnisses auf, die Stille dort, die beleuchteten Wände, die niedrige Decke, der Strohsack am Boden, und auf ihm die unbewegliche, totenbleiche Gestalt. . . Er schauderte und wandte sich ab. Die schreckliche Wassergrenze, hinter der seiner brausendes Gezisch des erregten Meeres wartete, stand nah vor ihm. Doch das, was er hinter sich gelassen hatte, diese ertötende Ruhe und Stille, war schrecklicher als die Brandung des Oceans. Hier wartete seiner ein Kampf mit dem Tode um sein Leben, dort — blickte der Tod selbst mit jenem gleichmäßigen, röttlichen Lichtschein ihn an!

Das Boot hatte mit seinem Riele die schaumbedeckten Wellen erreicht. Der Schiffer blickte kalt und fest vor sich hinaus. In diesem Augenblicke schien er mit dem Boote verwachsen. Er fühlte die Kälte der Wellen, die an die Seitenplanen des Bootes schlugen, er wiegte sich zugleich mit dem Wiegen des Rieles, der sich in die dunkle Tiefe versenkte — seine Brust weitete sich vor dem Ansturm des Windes, der die Segel blähte. Dies beflügelte Ding, das aus Holz und Segeltuch bestand und durch die Anwesenheit eines Menschen mit sicherem Blick und fester Hand beseelt schien, stürzte hinein in den offenen Rachen des Oceans.

Mutig gewagt! —

Das Steuer knirschte und stand — wie festgelötet. Der Mast knarrte und bog sich, um sich gleich wieder gerade aufzurichten. Das Boot hob sich fast vertikal, es pfiß der Kiel, die Wogen durchschneidend, und wie ein Vogel war das Fahrzeug oben auf dem Kamm der Welle.

Da stand es still. Das mächtige, schreckliche Wasser

schien mit ihm zu spielen und sich an ihm zu ergötzen. Es war ein Augenblick nur, doch in der Brust des Mannes waren Empfindungen wach — für ein ganzes Leben! Und gleich darauf erdröhnte es hinter ihm, die Luft erzitterte, der Ton rollte über das Meer hinweg, das Echo eines Schusses brach sich über den zahllosen Häuptern der Wellen . . . Hell erleuchtet hoben sich die Wogen, erglänzten in rotem Lichte und erloschen, in dem Dunkel ringsumher verschwindend.

Das Boot flog hinab in den Abgrund, hob sich wieder und trat auf die Höhe der Welle. Der Mann hielt sich an und blickte sich um. Die Insel und das Gefängnis waren verschwunden und nur der Lichtschein des zweiten Kanonenschusses ward einen Augenblick lang schwach sichtbar, der vom Meere die geraubte Beute zurückzufordern schien.

Die Hand des Mannes drückte fest auf das Steuer des Bootes. Ihm schien, als müsse das Eisen unter diesem Drucke zerschmelzen. In seiner Brust erhob sich ein nie empfundenenes Gefühl der Freude. Laut und unbewußt schrie er hinaus ins Meer . . .

Er war allein — allein, weit und breit: allein, mitten im unbegrenzten Ocean, in der Gewalt des Sturmes und seiner eigenen Kraft! Er hielt sein Schicksal in seiner eigenen Hand — und diese Hand zitterte nicht, sein Auge wird ihn nicht im Stich lassen. Von Welle zu Welle, von Abgrund zu Abgrund . . . Wer wird gegen ihn streiten? . . . Niemand, niemand! — — — — —

Der Himmel war dunkel, das Meer grollte und weit und breit schien nichts, als Finsternis und das triumphierende, unersättliche Brausen der Wellen.

5.

Am andern Morgen ging die Sonne am klaren, wolkenlos blauen Himmel auf. Der Sturm war verstummt, das Meer beruhigt.

Die feuchten Steine der Festung glänzten im hellen Sonnenlichte; die blauen Wogen schmiegteten sich, leise plätschernd, zu Füßen der Mauern, blitzend und spielend mit den goldigen Strahlen. In der Ferne erhob sich das Ufer des Festlandes. Auf den Bergen prangte saftiges Grün — überall lachte volles Leben, erstanden aus der stürmischen Nacht.

Auf der Mauer stand ein neuer Posten. Ein kleiner Dampfer, zum Ufer strebend, lies hinter sich einen langen Schweif von Rauch.

Der gestrige Fischer stand am Ufer und blickte nachdenklich ins Meer hinaus.

Sein Boot war verloren — doch er dachte nicht ans Boot. Er blickte auf das blitzende, lachende Meer, gedachte des gestrigen Sturmes und — des Mannes.

Wo mag er jetzt weilen? Liegt er wohl auf dem Grunde des Oceans, irrt er dort in der Ferne, auf den Bergen umher und schaut zurück auf diesen finstern Bau?

Wo er auch sein mag, wohin ihn das herrliche, grausame, gewaltige Meer auch getragen haben mochte — er hatte gelebt! Statt Jahren qualvollen Hindämmerns, hatte ihm das Meer einen Augenblick vollen, ganzen, sprühenden Lebens gewährt . . .

In schlechter Gesellschaft.

Aus den Kindheitserinnerungen meines Freundes.

1. Die Schlossruine.

... Meine Mutter starb, als ich sechs Jahre alt war. Mein Vater, der von der Trauer um ihren Tod ganz niedergedrückt war, schien meiner ganz vergessen zu haben; nur zuweilen liebte er meine jüngere Schwester und sorgte sich um sie, weil sie die Zügel der Verstorbenen trug. Ich aber wuchs heran wie ein wildes Reis, ohne Liebe und Sorgfalt und Erziehung.

Das Städtchen, in dem wir lebten, hieß Anjasse Wjenu. Es gehörte einem alten, verarmten, doch stolzen polnischen Adelsgeschlecht und trug alle typischen Züge eines beliebigen Städtchens des südwestlichen Rußland, in dem neben dem ruhig dahinfließenden Leben des sich im Schweiß seines Angesichts mühenden Arbeiters und der jüdischen Bevölkerung mit ihren kleinlichen Interessen, die Nachkommen eines einst stolzen und mächtigen Adelsgeschlechtes die letzten Krümmen ihres Vermögens verzehrten.

Wenn man sich dem Städtchen von Osten nähert, erblickt man vor allem das Gefängnis, seine größte Zierde in architektonischer Beziehung. Die Stadt selbst liegt unten an dem kleinen, träumerisch ruhig hinfließenden Bache; man muß zu ihr auf abschüssiger Chaussee hinabsteigen, die durch einen Schlagbaum versperrt wird. Ein verschlafener Invalide öffnet den Schlagbaum — und man ist in der Stadt, obgleich man es nicht sofort erkennen kann: graue Zäune,

offene, unbebaute Plätze wechseln ab mit Hütten, die im Laufe ungezählter Jahre in den Boden gewachsen zu sein scheinen. Dann kommt man auf einen großen freien Platz, der von allen Seiten mit Einfahrten in jüdische Gasthöfe eingezäunt ist, darauf folgen die staatlichen Gebäude, die eine gewisse Wehmut ins Herz wehen mit ihren weißen Wänden und ihren regelmäßigen, kasernenhaften Umrissen. Die hölzerne, über das schmale Flüsschen führende Brücke knarrt unter den Rädern des hinüberfahrenden Wagens und wankt, wie ein altersmüder Greis. Jenseits der Brücke sind die von Juden bewohnten, schmutzigen Straßen mit Magazinen, Buden, Tischen jüdischer Wechsler und Brotverkäufer — mit dem obligaten Schmutz, Gestank und dem Haufen schmutziger Kinder, die sich umherwälzen im Straßensaube.

Und dann — nur eine Minute — und wieder ist man außerhalb der Stadt. Leise flüstern die Birken über den Gräbern des Friedhofs und wogt das Korn auf den Feldern und singt der Wind sein wehmütiges Lied in den Telegraphendrähten.

Das Flüsschen, über das die Brücke führt, kommt aus einem Teiche und mündet in einen anderen. Auf diese Weise ist das Städtchen von Norden und Süden eingezäunt von breiten Wasserflächen. Die Teiche werden von Jahr zu Jahr flacher und bedecken sich mit Wasserpflanzen, und an ihren Ufern wogt hohes Schilfrohr, wie die Flut eines Meeres. Inmitten eines der Teiche ist eine Insel, und auf ihr steht ein altes, halbzerfallenes Schloß.

Ich erinnere mich noch, mit welchem furchtsamen Staunen ich auf diesen majestätischen alten Bau blickte. Gerüchte über ihn waren im Umlaufe, von denen das eine schrecklicher war als das andere. Man erzählte sich, die Insel wäre künstlich durch gefangene Türken aufgeworfen worden. „Auf menschlichen Gebeinen ruht das alte Schloß“ — erzählten die Alten, und in meiner kindlichen Phantasie sah

ich unter der Erde Tausende von türkischen Skeletten, die mit knöchigem Arm die Insel nebst ihrem verfallenen Schloß und den hundertjährigen Bäumen hielten.

Das Schloß erschien mir daher noch schrecklicher, und selbst in sommerhellen Tagen, wenn wir, ermutigt durch die Helligkeit und das fröhliche Zwitschern der Vögel, uns ihm näherten, flößte es uns panischen Schrecken ein: schrecklich blickten uns die finsternen Fensterhöhlungen an; in den öden Sälen herrschte ein geheimnisvolles Rauschen; Steinchen lösten sich von der Decke und den Wänden und fielen zu Boden, ein dumpfes Echo erweckend; wir liefen ohne umzublicken, und hinter uns glaubten wir noch immer ein Pochen, ein Stampfen, ein Hohngelächter zu vernehmen.

Und erst in stürmischen Herbstnächten, wenn sich die mächtigen Riesenstämme beugten und stöhnten unter dem Ansturm des Windes — dann herrschte über der ganzen Stadt ein furchtsames Schweigen.

„O weh mir!“ sprachen leise die Juden; die gottesfürchtigen alten Frauen schlugen ein Kreuz, und selbst wenn unser nächster Nachbar, der Schmied, der sogar die Existenz des Teufels leugnete, in solchen Augenblicken auf seinen Hof hinausstrat, schlug er das Kreuzeszeichen und sprach leise ein Gebet für die Ruhe der Toten.

Der alte, graubärtige Janusch, der in einem der Keller Räume des Schlosses wohnte, da er eine andere Wohnung zu mieten nicht die Mittel besaß, erzählte uns manchmal, wie er in solchen Nächten deutlich Geschrei und Gestöhn von unten habe herausdringen hören.

Die Türken bewegten sich dann unter der Insel in ihren Gräbern, klapperten mit ihren Gebeinen und warfen dem Pan seine Grausamkeit vor. Dann herrschte auch in den öden Sälen ein reges Leben: es klirrten die Waffen und die alten, längst verstorbenen Herren riefen nach ihren Haiducken. Deutlich wollte Janusch zwischen dem Wüten und Heulen des Windes, das Stampfen der Kasse, das Klirren

der Waffen und Kommandorufe gehört haben. Einmal habe er vernommen, wie der Urahn des jetzt lebenden Grafen, der durch seine blutigen Heldenthaten auf ewige Zeiten sich Ruhm erworben hatte, mitten auf die Insel hinausgeritten sei und gescholten habe.

Die Nachkommen dieses alten Grafen hatten schon längst dieses Schloß verlassen. Der größte Theil der Dukaten und Edelsteine, von denen früher die Kasten und Truhen der Grafen barsten, war schon längst über die Brücke in die jüdischen Häuser gewandert, und die letzten Repräsentanten eines ruhmreichen Geschlechts, hatten sich einen prosaischen Bau auf einem Berge außerhalb der Stadt aufführen lassen. Dort führten sie ein eintöniges Leben, in würdevoller Einsamkeit und Zurückgezogenheit. Nur selten zeigte sich der alte Graf, der ebensolch eine Ruine war, wie sein Stammschloß, auf einem alten, englischen Gaul in der Stadt. Ihm zur Seite ritt in schwarzer Amazonenkleidung seine Tochter und hinter ihnen folgte in ehrerbietiger Entfernung der Stallmeister.

Dieser majestätischen Komtesse war es vom Schicksal bestimmt, unberehelicht zu bleiben. Die ihr ebenbürtigen Bräutigame hatten sich, reichen Kaufmannstöcktern nachjagend, kleinmütig zerstreut, ihre Schlösser verlassen oder sie den Juden verkauft, und im Städtchen selbst, das am Fuße ihres Schlosses sich befand, gab es keinen Jüngling, der seine Blicke zur gräßlichen Schönheit zu erheben gewagt hätte.

Sobald wir diese drei Reiter nur von fern erblickten, erhoben wir uns aus dem Straßenstaube und eilten hastig in das erste beste Versteck, um von weitem den finsternen Besitzern der schauerlichen Schloßruine mit unseren Blicken zu folgen. — — —

Im Westen der Stadt stand auf einem Berge, mitten zwischen morschen Kreuzen und halbversunkenen Gräbern, eine längst verlassene, halb verfallene Uniatenkapelle. In früheren Zeiten versammelten sich dort auf den Ruf der

Glocke die Bürger aus der Stadt in zierlichen, wenn auch nicht prunkvollen Gewändern, mit Stöcken in der Hand, und das Militär der niederen Garde mit klirrendem Säbel aus den umliegenden Dörfern.

Von da sah man die Insel und ihre Riesenstämme: die Ruine selbst lag versteckt hinter dem dichten Laub, und nur wenn ein Wind von Südwesten her wehte und hinter den sich wiegenden Baumgipfeln Fensterscheiben blinkten, schien sie mürrische Blicke der Kapelle zuzusenden. Jetzt waren beide — erstorbene Trümmerhaufen!

In den Glascheiben der Schloßruine spiegelten sich nicht mehr die letzten Strahlen der Abendsonne, das Dach der Kapelle war eingefallen, die Wände bröckelten ab, und statt des hellen, hohen Tones der Glocken ließen nur Eulen in der Nacht ihr unheimliches Geschrei ertönen.

Doch die alte historische Ungleichheit, die das einst stolze Schloß von der schlichten, bürgerlichen Uniatenkapelle trennte, herrschte auch jetzt noch fort: aufrecht erhalten wurde sie von dem Gewürm, das diese großen Säрге, deren verschonte Winkel, Gräfte und Keller bewohnte . . . Und das Leichengewürm dieser verfallenen Bauten waren — bettelnde Menschen.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo das alte Schloß einem jeden Bedürftigen ohne Ausnahme unentgeltliches Obdach geboten hatte. Alles, was in der Stadt nicht Platz fand, eine jede Existenz, die aus ihrem Geleise geraten, verkommen und außer stande war, selbst die wenigen Groschen zu zahlen für Obdach zur Nacht und während eines Unwetters — das alles zog auf die Insel und ruhte dort aus, inmitten jener düsteren, Umsturz drohenden Mauern, die kurze Gastfreundschaft nur vergeltend durch das Risiko, unter den etwa zusammenstürzenden Mauern begraben zu werden.

„Er wohnt im Schloß“ — war eine stehende Redensart geworden, für die Bezeichnung grenzenloser Armut und bürgerlicher Verkommenheit. Das alte Schloß beherbergte mit

gleicher Gastfreundschaft den Bettler von Profession, wie den zeitweilig stellenlosen Schreiber, Verwaiste, kraftlose Greisinnen wie umherirrende Landstreicher. Sie alle benutzten das innere des morschen Baues, zerbröckelten die Decke und Wände, um die Ofen zu heizen, zu kochen und sich nähren zu können.

Doch es begann eine Zeit des Habers in dieser Gesellschaft, die ein Obdach unter diesen alten Trümmern gefunden hatte. Da ergriff denn der alte Janusch, der früher einer der niederen gräßlichen Bediensteten gewesen war und sich jetzt gewisse Befugnisse zu verschaffen gewußt hatte, die Zügel der Verwaltung. Er begann zu reformieren; und einige Tage lang herrschte auf der Insel ein solcher Lärm, solch' ein Stöhnen und Klagen, daß man zuweilen glauben konnte, die Türken wären ihren Gräbern entstiegen, um sich an ihren Bedrückern zu rächen. Janusch fortierte die Bewohner der Ruine, als wollte er die Schafe von den Böcken scheiden. Die Schafe, die wie früher im Schloß bleiben sollten, halfen dem Janusch die unglücklichen Böcke vertreiben, welche widerstrebten und einen verzweifelden, wenn auch vergeblichen Widerstand leisteten.

Als dann endlich unter schweigender, doch thatkräftiger Beihilfe des Wachtmannes die Ruhe auf der Insel wiederhergestellt war, sah man klar, daß die Umwälzung einen rein aristokratischen Charakter trug. Janusch ließ im Schlosse nur „gute Christen“, d. h. Katholiken, wohnen, und zwar hauptsächlich Diener des gräßlichen Hauses oder deren Nachkommen. Das waren meist Greise in abgeschabten Röcken, mit großen, bläulich angelautenen Nasen und mächtigen Stöcken, Greisinnen, die, mißgestaltet und beim Sprechen laut kreischend, selbst auf dieser Stufe niedrigster Verarmung, sich ihre Mäntel und Hauben bewahrt hatten.

Sie alle bildeten einen gleichgesinnten, eng zusammenhaltenden aristokratischen Kreis, der sich gleichsam das Monopol der anerkannten Armut usurpierte. An Werktagen

gingen diese Greise und Greisinnen mit dem Gebetbuch in der Hand von Haus zu Haus zu den wohlhabenderen Bürgern der Stadt, klatschend und ihr Schicksal beklagend, Thränen vergießend und bittend, und an Sonntagen bildeten sie den angeseheneren Teil jenes Publikums, welches in langen Reihen sich an den Ausgängen von Kirchen und Kapellen ordnet und Almosen „im Namen des Herrn Jesu Christi und der Mutter Gottes“ in Empfang nimmt.

Von dem Geschrei und Lärm, der von der Insel aus während dieses Sortierens ertönte, mächtig angezogen, waren wir, d. h. einige meiner Kameraden und ich, auf die Insel hinübergeschlichen und beobachteten, wie Janusch an der Spitze einer ganzen Armee rotnasiger Greise und jämmerlicher Megären aus dem Schlosse die letzten Bewohner vertrieb.

Der Abend brach an. Die Wolke, die über den Gipfeln der Pappeln stand, ließ einen schwachen Regen herniederfallen. Einige jener unglücklichen, dunklen Persönlichkeiten schlenderten, in ihre zerrissenen Kleider gehüllt, um die Insel, gleich Maulwürfen, die, von Knaben aus ihren Löchern vertrieben, eine Möglichkeit suchten, sich durchzustehlen. Doch Janusch und die Megären jagten sie schreiend und schimpfend und mit ihren Knüppeln drohend fort, und ihnen zur Seite stand der Wachtmann, auch mit einem Knüttel bewaffnet, als bewaffnete Neutralität, gefaßt, sich der triumphierenden Partei zuzuneigen.

Und die dunklen Persönlichkeiten mußten wohl oder übel sich über die Brücke zurückziehen und auf immer die Insel verlassen. Sie verschwanden im unfreundlichen Dunkel des schnell einbrechenden Abends.

Seid diesem Abend verloren sowohl Janusch, als auch das alte Schloß, von dem es mir früher so geheimnisvoll, ehrfurchtgebietend entgegenwehte, jedes Interesse für mich. Früher liebte ich es, mitunter auf die Insel zu kommen und von fern jene grauen Mauern und das zerfallene Dach zu

betrachten. Wenn bei Aufgang der Sonne jene so verschiedenartigen Gestalten herausstraten, gähnten, husteten und sich, der Sonne zugewandt, bekreuzigten, sah ich auch auf sie mit einer gewissen Achtung, wie auf Geschöpfe, die dasselbe geheimnisvolle Dunkel umgab, wie das alte Schloß. Sie schlafen dort des Nachts, sie hören alles, was dort vorgeht, sehen, wie in die Fensteröffnungen der Mond hineinschaut und der Wind dort sein Spiel treibt. Ich liebte zuzuhören, wenn zuweilen Janusch unter den Pappeln sich niederließ und mit der Nebseligkeit eines siebenzigjährigen Greises von der ruhingekrönten Vergangenheit des zerfallenen Gebäudes zu sprechen anhub. In meiner kindlichen Phantasie erstanden Bilder der Vergangenheit und nahmen Leben an, in meiner Seele erhob sich ein Gefühl der Trauer und der Sympathie für jene Zeit, in welcher die jetzt schiefen Mauern erstanden waren, und die romantischen Schatten einer mir fremden Vergangenheit schwebten über meine junge Seele, wie an einem stürmischen Tage die Schatten der Wolken über das fatte Grün des Feldes.

Seit jenem Tage erschien mir aber das Schloß sowohl wie sein Barde in einem neuen Lichte. Als er mich am andern Tage in der Nähe der Insel antraf, lud er mich zu sich, indem er mit zufriedener Miene hinzusetzte, jetzt könne „der Sohn so ehrenhafter Eltern“ schon frei das Schloß betreten, da er jetzt in ihm nur einen vollkommen anständigen Kreis vorfinden würde. Er führte mich sogar an der Hand bis vor das Schloß; hier aber riß ich mich mit Thränen in den Augen von ihm los und eilte hinweg.

Das Schloß war mir verhaßt, widerlich. Die Fenster im oberen Stock waren mit Brettern verschlagen, das Souterrain befand sich im Besitze der Weiber. Diese krochen in solch' widerlicher Gestalt aus ihren Wohnplätzen heraus, schmeichelten mir so zudringlich und keiften untereinander so laut, daß ich mich ernstlich wunderte, wie der strenge Tote, der die Türken hatte bestiegen können, diese alten

Weiber in seiner Nachbarschaft duldete. Doch hauptsächlich konnte ich die herzlose Grausamkeit nicht vergessen, mit der die siegreichen Bewohner des Schlosses ihre unglücklichen früheren Mitbewohner vertrieben hatten, und bei der Erinnerung an jene dunklen Gestalten, die obdachlos geblieben waren, krampfte sich mir das Herz in der Brust zusammen.

Jedenfalls erkannte ich hier zum erstenmale, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt sei. Das Erhabene am Schlosse war längst zerfallen und mit Moos überwachsen und das Lächerliche erschien mir widerlich — zu abschreckend wirkte es auf meine kindliche Einbildungskraft, da ich für die Ironie dieser Kontraste noch kein Verständnis besaß.

2. Problematische Naturen.

Einige Nächte nach dem Umschwung auf der Insel verbrachte die Stadt in großer Unruhe: die Hunde bellten, die Thore knarrten und die Bewohner der einzelnen Häuser traten häufig heraus und klopfen an die Zäune, indem sie dadurch zu erkennen geben wollten, daß sie wachten. Die Stadt wußte, daß durch ihre Straßen in der Dunkelheit der kühlen regnerischen Nacht Gestalten wanderten, die hungrig und frierend und vor Kälte zitternd, vergebens Obdach suchten. Da sie begriff, daß in der Seele dieser Menschen sich manches bittere Gefühl erheben mußte, so war sie auf ihrer Hut und schickte diesen Gefühlen, die ihr nur feindlich sein konnten, ihre Drohung entgegen.

Und die Nacht senkte sich noch dunkler auf die Erde, der Regen floß kalt und heftig herab und tief hingen schwere Wolken über der Stadt. Der Wind heulte und pffiff durch die Straßen und beugte die Gipfel der Bäume, klopfte an die Fensterläden und sang mir in meinem Bette von jenen Leuten, die obdach- und brotlos in der Kälte umherirrten.

Endlich triumphtierte der Frühling über die letzten Anstrengungen des Winters, die Sonne erwärmte die Erde

und zugleich verschwanden die obdachlosen Wanderer. Das Hundegebell verstummte in der Nacht, die Hausbewohner klopfen nicht mehr an die Zäune und das Leben der Stadt ging einförmig und schläfrig seinen gewohnten Gang weiter.

Die heiße Sunisonne brannte, sich über den Horizont erhebend, auf das Pflaster der Straße und trieb die Kinder Israels, die in den städtischen Buden handelten, unter ihre Schutzdächer. Nur die Faktoren trieben sich träge in den Straßen umher, aufmerksam nach einem Vorüberfahrenden und einem „Geschäftchen“ auslugend; aus den offenen Fenstern ließ sich das Kratzen der Beamtenfedern hören; des Morgens gingen die Damen der Stadt mit ihren Körben auf den Markt, des Abends gingen sie am Arm ihrer Männer spazieren, mit ihren Kleidern den Straßenstaub aufwirbelnd. Die Alten aus dem Schloß machten ihre Besuche in den Häusern, ohne die allgemeine Harmonie zu stören. Die Bewohner der Stadt erkannten willig deren Existenzberechtigung an, da sie es ganz begreiflich fanden, an den Sonnabenden irgend jemand Almosen spenden zu müssen, womit die Einwohner des Schlosses als Empfänger auch ganz einverstanden waren.

Nur die unglücklichen Vertriebenen fanden auch jetzt noch in der Stadt nicht ihren Platz. Allerdings zogen sie nicht mehr nachts durch die Stadt. Einige sagten, sie hätten sich auf dem Berge in der Nähe der Uniatenkapelle niedergelassen, doch wie und wo ihnen die Entdeckung eines Schlupfwinkels gelungen war — wußte niemand. Man sah nur, wie am Morgen von jener Seite, dem Berge und der Schlucht her, verdächtige, armselige Gestalten herabkamen, die am Abend in derselben Richtung verschwanden. Durch ihr Erscheinen unterbrachen sie das Einerlei und den trägen Flug des städtischen Lebens und hoben sich von dem grauen Fonds desselben wie dunkle Flecken ab.

Die Städter blickten feindlich und mit einer gewissen Unruhe auf sie; jene aber schauten auf das Leben dieser mit

aufmerksamen, ruhigen Blicken, wobei manchem ganz eigen ums Herz wurde. Diese Gestalten ähnelten so ganz und garnicht den aristokratischen Bettlern aus dem Schlosse, die Stadt erkannte sie nicht an und diese verlangten solches auch garnicht. Ihr Verhältnis zur Stadt hatte einen rein kampfmäßigen Charakter. Sie zogen es vor, die Städter zu schelten, statt ihnen zu schmeicheln, selbst zu nehmen, statt zu betteln. Entweder sie litten, d. h. die Schwächeren von ihnen, oder sie zwangen die Städter zu leiden, d. h. diejenigen thaten es, welche die nötige Kraft dazu besaßen. Dann waren unter diesen dunklen und zerlumpten Gestalten, wie es häufig vorkommt, auch solche, die ihrem Verstande und ihrer Begabung nach bei dem aristokratischen Kreise des Schlosses hätten Ehre einlegen können, die aber nicht mit ihm harmonieren konnten und daher den demokratischen Kreis der Uniatenkapelle vorzogen. Manche von diesen waren ausgestattet mit Zügen tiefer Tragik.

Bis jetzt noch kann ich mich erinnern, wie lebhaft es auf der Straße zuging, wenn die gebeugte, müde Gestalt des „Professors“ vorbeiging. Er war ein stilles, idiotisches Geschöpf in altem Mantel und alter Mütze mit breitem Rande und schwarzgewordener Kokarde. Seine Gelehrtenbezeichnung, glaube ich, hat er erhalten auf Grund des dunkeln Gerüchtes, daß er einmal irgendwo Hauslehrer und Erzieher gewesen sei. Man kann sich schwer ein unschädlicheres, stilleres Geschöpf denken, als er es war. Gewöhnlich schlenderte er ziellos langsam durch die Straßen, mit trübem Blick und gesenktem Haupte. Zwei Eigenschaften hatte er, die jeder der Bewohner der Stadt kannte und zu seinem Nachtheile ausbeutete, um sich über ihn lustig machen zu können. Der „Professor“ murmelte stets etwas vor sich hin, ohne daß ihn jemand verstehen konnte. Es war wie das Murmeln eines trübem Baches, und er schaute dabei den Zuhörer so durchdringenden Blickes an, als wollte er in dessen Seele den Sinn seiner Rede hineinlegen.

Ihn konnte man aufziehen, wie eine Uhr; es war eine der liebsten Unterhaltungen für die müßigen Faktoren, ihn zu sich heranzurufen und ihm eine Frage vorzulegen. Dann schüttelte er sein Haupt, schaute den Fragenden mit seinen erloschenen Augen an und begann leise etwas unendlich Melancholisches zu lispeln. Inzwischen hätte der Zuhörer weggehen oder einschlafen und wieder aufwachen können, und hätte über sich immer noch die traurige, mitleiderregende Gestalt gesehen, ihre leise gemurmelten undeutlichen Worte gehört.

Doch dieser Umstand erregte noch nicht besondere Aufmerksamkeit. Der Haupteffekt für diese Straßenlehrer bestand in einer anderen Eigentümlichkeit des Professors: der Unglückliche konnte nicht gleichmütig das Erwähnen stechender oder schlagender Waffen anhören. Daher begann der Zuhörer gewöhnlich beim Höhepunkt der unverständlichen Rede hell und laut zu rufen: „Messer, Scheeren, Nadeln!“

Dann erhob der unglückliche Alte, der so unbarmherzig aus seinen Träumen aufgeschreckt ward, seine Hände und blickte wie ein angeschossener Vogel um sich und griff sich aus Herz.

O, wie viel Leid blieb jenen müßigen Faktoren unzugänglich nur deshalb, weil der Leidende ihnen davon keinen Begriff machen konnte mit Hilfe seiner Fäuste. Der arme „Professor“ konnte nur mit tiefer Trauer um sich blicken, und tiefes Leid äußerte sich in seiner Stimme, wenn er seine Augen auf seinen Duldgeist richtete und, krampfhaft nach seiner Brust fassend, ausrief: „Ins tiefste Herz triffst du . . . ins tiefste, tiefste Herz!“

Damit wollte er wohl sagen, daß diese Nase sein Herz zerrissen, und das war es eben, was den müßigen und gelangweilten Straßendummeln gefiel. Eilig entfernte sich der arme „Professor“, und noch tiefer senkte er sein Haupt, als fürchte er einen neuen Schlag; hinter ihm erscholl aber Gelächter, und die Einwohner der Stadt traten aus ihren

Häusern und riefen laut: „Messer, Scheeren, Nadeln!“ — ein Ruf, der wie die Schläge der Knute den armen „Professor“ traf.

Man muß den Vertriebenen aus dem Schlosse Gerechtigkeit widerfahren lassen: einer stand dem anderen thatkräftig zur Seite, und wenn einen solchen Menschenhaufen, der den armen Professor mit drei oder vier Begleitern von seinesgleichen quälte, Pan Turkewitsch oder der verabschiedete Junker Saussailow erreichte, so ging es ihnen schlecht. Dies Junker Saussailow, der von ungeheurem Wuchse war, über eine Nase, die stark ins Bläuliche spielte, und über auffallend hervorstehende Augen verfügte, hatte schon längst offenen Krieg allem erklärt, was Leben und Odem hatte, und er erkannte weder Frieden noch Waffenstillstand, noch eine Neutralität an.

Jedemal, wenn er auf den „Professor“ traf, konnte man sein Schelten noch lange hören; wie Tamerlan eilte er dann durch die Straßen — alles vernichtend, was ihm in seinem Zorne auf dem Wege entgegentrat; auf diese Weise praktizierte er die Judenhetzen und Verwüstungen noch früher, als sie später in großem Maßstabe ins Leben traten. Die ihm in den Weg laufenden Juden packte und schmähte er und an den jüdischen Frauen beging er manche Unverantwortlichkeit, bis endlich seine Heldenfahrt mit einer Einkehr auf dem Marktplatz endigte.

Eine andere Figur, die durch ihr Unglück und ihre Gesunkenheit den Einwohnern Stoff zur Unterhaltung bot, war die des verabschiedeten und stets betrunkenen Beamten Lawronski. Manche erinnerten sich noch der Zeit, wo Lawronski nicht anders als mit „Herr Schreiber“ angeredet wurde, in eine neue Viceuniform mit Messingknöpfen sich kleidete und um den Hals ausnehmend hübsche bunte Tücher trug. Dieser Umstand machte ihn in seiner jetzigen Lage nur noch interessanter.

Der Umschwung in den Lebensverhältnissen des Herrn

Lawronski erfolgte schnell: dazu hatte nur ein prächtiger Dragoneroffizier in die Stadt zu kommen, da zwei Wochen zuzubringen, die hübsche, blondgelockte Tochter des reichen Gasthauswirthes zu verführen und mit sich fortzunehmen gebraucht. Seitdem hatten die Einwohner nichts mehr von der schönen Aune gehört, da sie ihnen ganz aus den Augen geschwunden war. Lawronski blieb zurück mit seinen schönen bunten Halstüchern, doch ohne jene Hoffnung, die das Leben des kleinen Beamten bis dahin verschönt und ihm einen Zweck, ein Ziel gegeben hatte.

Jetzt hatte er schon längst seinen Dienst verlassen. Irgendwo in einem kleinen Orte lebte eine Familie, für die er einst Stütze und Hoffnung gewesen war; jetzt sorgte er nicht mehr für sie. In den seltenen Stunden, in denen er nüchtern war, schritt er eilig gesenkten Hauptes durch die Straßen der Stadt, als schäme er sich seiner eigenen Existenz; seine Kleidung war zerlumpt, schmutzig, er selbst unrasirt, ungekämmt, so daß er sich sofort aus der Menge hervorthat und allgemeine Aufmerksamkeit erregte; er selbst schien nichts zu beachten, für nichts Augen zu haben. Zuweilen nur konnte man in seinen Augen die Frage lesen: was wollen all' die Leute von mir? Was habe ich ihnen gethan und weshalb folgt mir Gelächter und Spott auf den Fersen? Zuweilen, wenn er unter den Zurufen der Menge den Namen jenes blonden Mädchens hörte, erfüllte sein Herz namenlose Wut; in seinen Augen loderte es auf, sein Gesicht erbleichte und mit mächtigen Schritten eilte er in die Menge, die vor ihm zerstob. Solche Aufwallungen amüsierten das müßige Volk; daher ist es nicht wunderbar, wenn ihm auf dem Gange durch die Stadt eine ganze Menge folgte, die vergebens ihn aus seiner Apathie zu erwecken strebte und, da es ihr nicht gelang, ihn mit Schmutz und Steinen zu bewerfen begann.

Wenn Lawronski berauscht war, so wählte er sich gewöhnlich dunkle Ecken an Bäumen, nie trocknende Pfeiler

und dergleichen extraordinäre Stätten aus, an denen er hoffen durfte, ungestört bleiben zu können. Dort setzte er sich nieder, streckte seine langen Beine von sich und ließ sein Haupt auf die Brust sinken. Die Einsamkeit und der genossene Brantwein erzeugten in ihm eine Redseligkeit, den Wunsch, das schwere, ihn bedrückende Leid auszusprechen, und er begann sein junges, vernichtetes Leben in endlos langen Monologen zu beklagen. Dabei wandte er sich an die grauen Pfähle des schiefen Zaunes, an die Birke, die über seinem Haupte geneigt flüsterte, an die Sperlinge, die neugierig und furchtlos seiner großen Gestalt sich näherten.

Wenn es uns Kindern zuweilen gelang, ihn in solcher Lage anzutreffen, umgaben wir ihn leise und horchten mit Herzklopfen seinen langen und schrecklichen Erzählungen. Uns standen die Haare zu Berge und furchtsam blickten wir auf den Menschen, der sich unzähliger unmenschlicher Verbrechen anklagte. Wenn man seinen eigenen Worten glauben wollte, so hatte er seinen eigenen Vater gemordet, seine Mutter in die Grube gebracht und seine Geschwister in den Tod gejagt. Wir hatten keinen Grund, diesen schrecklichen Anklagen keinen Glauben zu schenken; nur der Umstand machte uns stutzig, daß Lawronski augenscheinlich mehrere Väter gehabt haben mußte, da er dem einen das Herz gebrochen, den anderen langsam vergiftet, den dritten in einen Abgrund gestoßen hatte. Wir lauschten, von Furcht und Mitleid befangen, bis Lawronskis Zunge immer schwerer wurde, immer undeutlichere, unzusammenhängendere Laute hervorstieß, endlich mitten in seiner Beichte verstummte und einschloß.

Die Erwachsenen verlachten uns und schalteten ihn einen Lügner; seine Eltern wären eines natürlichen Todes, an Hunger und Krankheiten, gestorben. Wir aber mit unserem kindlich empfindlichen Gemüt hörten aus seinen Anklagen Seufzer tiefer Reue und Trauer heraus; indem wir die Allegorien des Unglücklichen für bare Münze nahmen, waren

wir doch dem Begreifen der Tragik dieses vernichteten Menschenlebens etwas näher getreten.

Wenn das Haupt Lawronskis tiefer auf seine Brust herabsank und aus seiner Kehle heifere Töne, von Schluchzen unterbrochen, emporstiegen, dann neigten wir Kinder uns teilnahmewoll über ihn. Aufmerksam schauten wir in sein Gesicht und glaubten zu sehen, wie die Schatten seiner verbrecherischen Thaten darüber huschten, wie er im Schlafe seine Augenbrauen finster zusammenzog und wie es um seine Lippen nervös zuckte, als wollte er laut weinen.

„Fort, ich bring euch um!“ schrie er zuweilen auf, im Schlafe unsere Blicke fühlend und uns verscheuend.

Zuweilen geschah es, daß ihn der Regen in solcher Situation antraf und daß ihn Schnee begrub, und wenn er nicht so liegen blieb, so verdankte er das nur den Unglücklichen, die für ihn, ihren Schicksalsgenossen, sorgten und hauptsächlich dem „Pan Turkewitsch“, der, selbst nur mühsam sich auf den Füßen haltend, ihn aufsuchte, aufrüttelte, auf die Beine stellte und nach Hause führte.

Pan Turkewitsch gehörte zu jenen Leuten, die, wie er sich selbst ausdrückte, sich nicht ins Gesicht spucken lassen, und während der „Professor“ und Lawronski stets als die Leidenden gedrückt erschienen, war Turkewitsch stets froh und lustig.

Vor allem verlieh er sich selbst, ohne je in Dienst gestanden zu haben, den Rang eines Generals und verlangte von den Stadtbewohnern die seinem Range gebührende Achtung. Da niemand sein Recht auf diesen Titel anzufechten wagte, so war Pan Turkewitsch bald selbst von der Berechtigung des Anspruchs auf ihn überzeugt. Stets erschien er würdevoll, finster die Stirn runzelnd und stets bereit, jemand etliche Knochen zusammenzuschlagen, was er augenscheinlich auch für ein Vorrecht seines Titels hielt. Wenn er von Zeit zu Zeit daran selbst zu zweifeln begann, so hielt er den ersten ihm zufällig Begegnenden auf der Straße an und fragte streng:

„Sag' mal, mein Lieber, wer bin ich?“

„General Turkewitsch!“ erwiderte zuvorkommend der Angeredete, der seine schwierige Lage sofort erkannte, und dann entließ ihn Pan Turkewitsch sofort, seinen Schnurrbart selbstbewußt drehend.

Da er außerdem stets mit Witzen und Sticheleien und guten Einfällen bei der Hand war, so war es nicht wunderbar, daß ihn stets ein großes Gefolge von Müßigen umgab und ihm außerdem die Thüren der besten „Restaurationen“ geöffnet waren, in denen an den Billards die Gutsbesitzer der Umgegend fast den ganzen Tag zechten und spielten.

Die Wahrheit zu gestehen, ist es allerdings auch vorgekommen, daß Pan Turkewitsch mitunter mit der Schnelligkeit eines Menschen, der nicht gerade höflich dazu aufgefordert wird, das Lokal verließ; indessen übten diese Zufälle, die nur eine gewisse Nichtachtung seiner Schlagfertigkeit seitens der Gutsbesitzer bewiesen, keinen nachhaltigen Einfluß auf seine Stimmung aus. So war denn ein fröhliches Selbstbewußtsein ebenso eine seiner Eigentümlichkeiten, wie die stete Trunkenheit.

Diese letztere Eigenschaft war der zweite Grund seines Wohlbefindens. Es genügte ihm ein Gläschen, um ihn für den ganzen Tag in gute Laune zu versetzen. Durch den vielen Branntwein muß sich sein Blut schon in eine Branntweinmaische verwandelt haben, und da genügten denn schon einige Tropfen, um dieses im Gleichgewicht zu halten und es so zu konzentrieren, daß es in ihm kochte und alles Umgebende ihm in den anziehendsten Farben erscheinen ließ.

Wenn er andererseits etwa drei Tage lang keinen Tropfen in den Mund genommen hatte, so begann für ihn eine unsagbare Qual. Zuerst wurde er melancholisch und kleinmütig; alle wußten dann, daß der strenge General hilflos wie ein neugeborenes Kind war und beeilten sich in solchen Fällen, ihre ganze Rache an ihm auszulassen. Man

hieb auf ihn, bewarf ihn mit Schmutz und Steinen, und er versuchte nicht einmal, diesen Beleidigungen zu entfliehen; er schluchzte nur laut und Thränen flossen über seine Wangen in den langen Schnurrbart. Er wandte sich an alle mit der Bitte, ihn zu töten, diesen Wunsch damit motivirend, daß ihm so wie so bevorstehe „wie ein Hund am Zaun zu krepieren.“ Dann ließen alle von ihm ab, denn ein etwas lag in seiner Stimme und seinem Gesicht, das selbst seine größten Feinde schneller sich entfernen ließ, um nicht das Gesicht zu sehen und die Stimme eines Menschen zu hören, der auf kurze Zeit zum Bewußtsein seiner elenden Lage gekommen war. Dann trat mit dem General wieder eine Veränderung ein — er wurde furchterregend: seine Augen glühten, die Wangen fielen ein, seine kurzen Haare standen aufrecht, er geriet in Wut: schnell erhob er sich, schlug sich auf die Brust und schritt feierlich durch die Straßen, laut rufend: „Ich komme, wie Jeremias, die Gottlosen zu entlarven!“

Das war das Signal für ein „interessantes“ Schauspiel. Man kann mit vollem Recht sagen, daß in solchen Augenblicken Pan Turkwitsch in unserem Städtchen die Funktionen der öffentlichen Meinung übernahm; daher war es denn nicht wunderbar, daß auch die ernstesten Männer ihre Beschäftigung verließen und sich der Menge anschlossen, die dem nengeborenen Propheten folgte, oder daß sie wenigstens von weitem ihm nachschauten.

Gewöhnlich ging er zuerst zum Hause des Bezirksgerichtsssekretärs und eröffnete vor dessen Fenstern gewissermaßen eine Gerichtssitzung; aus der Menge wählte er geschickte Schauspieler aus, die Kläger und Angeklagte darstellen sollten, er selbst aber sprach an ihrer Stelle, mit großem Geschick den Ton und die Art der einzelnen kopierend, ihre Rollen. Da er zugleich dem Schauspiel ein gewisses allgemein bekanntes Ereignis unterzulegen pflegte, und da er außerdem die Gerichtsprozedur kannte, so war es natürlich,

daß nach kurzer Zeit aus dem Hause die Köchin des Sekretärs herausgeeilt kam und Pan Turfewitsch etwas zusteckte, sich eiligst darauf zurückziehend und sich der Liebenswürdigkeiten der Suite des Generals erwehrend. Der General lachte boshaft und zog sich in die erste Schnapsbude zurück, über seinem Haupte mit dem erhaltenen Papiergelbe suchend.

Nachdem er hier seinen Durst gestillt, zog er weiter zu den Häusern anderer „Gerichtsmänner“, je nach der Notwendigkeit sein Repertoire wechselnd. Da er jedesmal eine gewisse Kostsumme erhielt, so war es nur zu begreiflich, daß er bald milder gestimmt wurde, daß die Augen des gerechten Propheten weniger streng blickten und aus dem entlarvenden Drama sich eine lustige Komödie entwickelte. Gewöhnlich erreichte die Prozeßion ihr Ende vor dem Hause des Kreisrichters Kotj. Das war einer der gutmütigsten Stadtverordneten, der nur zwei kleine Schwächen besaß: erstens färbte er seine grauen Haare mit schwarzer Farbe; zweitens hatte er eine Schwäche für dicke Köchinnen. Alles übrige überließ er dem Willen Gottes und der freiwilligen Erkenntlichkeit der Städter.

Wenn Turfewitsch sich diesem Hause näherte, dessen Fenster zur Straße gingen, blinzelte er lustig seinen Begleitern zu und erklärte laut, hier wohne nicht ein Stadtverordneter und ein Mann der Obrigkeit allein, sondern sein, Turfewitsch's, Freund und Wohlthäter. Dann wandte er seinen Blick nach dem Fenster und wartete auf die Folgen, die zweierlei Art zu sein pflegten: entweder kam die dicke rotwangige Matrëna herausgeeilt mit einem Geschenk vom Freunde und Wohlthäter, oder aber die Thür blieb geschlossen, am Fenster des Kabinetts erschien hinter dem Vorhange das zornige Gesicht des Alten, umrahmt von kohlschwarzem Haar, und Matrëna schlich vorsichtig um die Ecke auf den Markt. Hier hatte der Schuster Mikita seinen Wohnplatz und dieser verstand es, mit Turfewitsch unge-

mein leicht fertig zu werden. Sofort legte er die Reisten beiseite und erhob sich von seinem Sitz.

Inzwischen begann Turkewitsch, da er aus den Dithyramben keinen Vorteil für sich ersah, vorsichtig zur Satyre überzugehen. Gewöhnlich drückte er erst sein Bedauern aus, daß sein Wohlthäter es für nötig fände, aus ihm nicht recht begreiflichen Gründen seine grauen Haare mit Schusterwische zu schwärzen; dann, da auch dieser Ausfall keine Beachtung fand, erhob er seine Stimme und wurde lauter, eindringlicher, begann seinem Wohlthäter ins Gewissen zu reden wegen des traurigen Falles — nämlich des ungesetzlichen Zusammenlebens mit Matrëna, womit er ein schlechtes Beispiel den Städtern gebe. Bei diesem Punkte angelangt, verlor der General schon jede Hoffnung auf Versöhnung mit seinem Wohlthäter und gab seinem Unwillen den beredtesten Ausdruck.

Leider wurde er gewöhnlich an dieser Stelle seiner Rede unterbrochen: im Fenster erschien das grimmigste rote Gesicht des alten Rotj, während von hinten mit beispielloser Geschmeidigkeit und Leichtigkeit Turkewitsch von dem vorsichtig herangeschlichenen Mikita ergriffen wurde. Niemand von den Zuhörern nahm sich die Mühe, den beredten Redner auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen, da die echt artistischen Handgriffe Mikitas stets großes Vergnügen hervorriefen. Der General, mitten in seiner Rede unterbrochen, schwebte plötzlich hoch in der Luft und lag gleich darauf auf Mikitas Rücken, der, nur leicht unter seiner Last geneigt, von dem jubelnden Rufe der Menge begleitet, fortschritt. Noch ein Augenblick — ein Ruck und der General verschwand hinter der Thür des Polizeiamts, hilflos mit den Füßen zappelnd. Die undankbare Menge ließ Mikita „hoch“ leben und ging dann unter Lachen auseinander.

Außer diesen sich hervorthuenden Gestalten hauste bei der alten Kapelle noch eine dunkle Menge elender zerlumppter

Menschen, deren Erscheinen auf dem Markte immer eine große Unruhe der Händlerinnen hervorrief, die ihre Waren schnell mit den Händen zuzudecken sich beeilten — gleichwie die Weibchen über ihre Jungen im Neste schützend die Flügel breiten, wenn sich ein Raubvogel am Himmel zeigt.

Man erzählte sich, daß alle diese Leute, seit ihrer Vertreibung aus dem Schlosse endgültig aller ehrlichen Mittel zum Fristen ihres elenden Lebens beraubt, sich zusammengethan hätten und unter anderen sich von kleinem Diebstahl in der Stadt und deren Umgegend nährten. Hauptsächlich gründeten sich solche Meinungen darauf, daß, wie bekannt, ein Mensch ohne Nahrung nicht gut leben könne, und da diese Leute sich eben ihren Lebensunterhalt auf keine gewöhnliche Weise erwarben und außerdem durch die im Schlosse zurückgebliebenen glücklicheren Bewohner der Philanthropie der Stadt entzogen waren, so folgte daraus, daß sie entweder stehlen oder Hungers sterben müßten. Da sie nun aber nicht starben, so war die Thatsache ihrer Existenz an und für sich schon der Beweis für die Wahrheit der obigen ungünstigen Meinung.

Wenn man in der That hier eine organisierte Diebesgenossenschaft vor sich hatte, so war es unzweifelhaft, daß der Organisator und Leiter der Gesellschaft kein anderer als Pan Tiburzy Drab sein konnte, die hervorragendste jener problematischen Naturen, die sich im alten Schlosse nicht hatten behaupten können.

Die Herkunft Drabs war in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Leute, die mit großer Einbildungskraft begabt waren, schrieben ihm einen aristokratischen Namen zu, den er mit Schande bedeckt habe; darnun müsse er sich verbergen. Außerdem sollte er sich an den Heldenthaten Karmelucks beteiligt haben. Was aber das letztere anbetrifft, so war er noch nicht alt genug dazu, und was das erstere anbelangt, so hatte Pan Tiburzy an seinem äußeren keinen einzigen aristokratischen Zug.

Er war nicht hoch von Wuchs. Seine krumme Haltung schien von der Last des Unglücks zu sprechen, das ihn in seinem Leben verfolgt haben mußte. Seine markigen Gesichtszüge waren roh und ausdrucksvoll; die kurzen, etwas grauen Haare standen tief in die niedrige Stirn; diese, sowie die hervorstehende untere Kinnlade und die Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln gaben seinem Gesichte etwas Affenähnliches; nur die Augen, die unter den buschigen Augenbrauen funkelten, blickten durchdringend und finster, und in ihnen erblickte man neben Schlaueit große Energie, ungewöhnlichen Geist und großen Scharfsinn. Während auf seinem Gesicht ein ganzes Kaleidoskop von Grimassen spielte, behielten seine Augen immer denselben Ausdruck, die es mir immer feldtsam schwer machten, ihn fest ins Auge zu fassen.

Die Hände des Pan Tiburzy waren grob, mit Schwielen bedeckt; die Füße traten bauernmäßig plump auf. Die allgemeine Ansicht bestritt ihm daher eine aristokratische Herkunft, und das Höchste, was man ihm zuerkannte, war das Amt eines einstigen Hörigen einer der adligen Herren. Doch da gab es wieder eine Schwierigkeit: wie sollte man seine phänomenale Gelehrsamkeit erklären, die alle einstimmig anerkannten? Sie nicht anzuerkennen, wäre auch nicht gut möglich gewesen, da es in der ganzen Stadt nicht eine einzige Trinkhalle gab, in der nicht Pan Tiburzy zur Belehrung der sich an Markttagen versammelnden Bauern, auf einer Tonne stehend, ganze Auszüge aus Ciceros Reden, ganze Kapitel aus Xenophons Werken ihnen vorgetragen hätte.

Die Bauern saßen da mit aufgesperrem Munde und stießen einander mit den Ellenbogen an, während Pan Tiburzy, in seine Lumpen gehüllt, hoch hinweg sah über die Häupter seiner Zuhörer und pathetisch den Catilina zu Boden schmetterte oder die Heldenthaten Cäsars und den Verrat des Mithridates beschrieb. Die kleinrussischen Bauern, die überhaupt von der Natur mit einer reichen Phantasie

ausgestattet sind, verstanden diesen Reden einen eigenen Sinn unterzulegen, und wenn der Redner, sich auf die Brust schlagend, sie mit den Worten apostrophierte: „Patres conscripti!“ so runzelten sie die Stirn und sagten einander: „Der Kerl wird grob, der Hundesohn!“

Und wenn Pan Tiburzy, die Augen zur Decke erhoben, lange, kunstvoll gebaute lateinische Perioden deklamirte, folgten die schnurrbärtigen Gesichter ihm mit furchtsamer, bedauernder Theilnahme. Ihnen schien die Seele des Deklamators in unbekanntem Sphären zu schweben, wo man keine christliche Sprache spricht, und aus der lebhaftesten Gesticulation des Redners glaubten sie schließen zu können, daß sie dort traurige Begebenheiten durchzumachen habe. Doch mit ange strengtester Aufmerksamkeit folgten sie dem Skandieren der Verse Vergils oder Homers, die Pan Tiburzy seinem Auditorium in großer Begeisterung vorzutragen pflegte.

Seine Stimme klang so hohl und mächtig, wie das Rollen des Donners, daß die Zuhörer, die in den Ecken entfernter saßen und dem jüdischen Brauntwein schon recht herzhaft zugesprochen hatten, ihre Häupter senkten und zu schluchzen begannen. „O, Mütterchen, wie traurig, daß ihn der Teufel . . .!“ und Thränen entströmten ihren Augen.

Kein Wunder daher, daß, wenn der Redner, plötzlich laut auflachend, von seinem Podium heruntersprang, die Gesichter der Bauern sich aufhellten und sie mit den Händen nach dem Beutel griffen. Erfreut über das glückliche Ende der tragischen Exkursionen des Pan Tiburzy, tranken die Bauern ihm zu, umarmten ihn und beschenkten ihn mit Geld.

In Anbetracht dieser Gelehrsamkeit mußte man eine neue Hypothese aufbauen über die Herkunft dieses Rauges, die mehr den eben beschriebenen Thatsachen entspräche; und man kam darin überein, daß er als Kind von seinem Herrn, irgend einem Grafen, zusammen mit dessen Sohn in die Schule der Jesuiten gesandt wäre, allerdings um dessen

Stiefel zu putzen. Hier hätte er die Gelehrsamkeit aufgefangen, die ursprünglich für seinen jungen Herrn bestimmt gewesen sei.

Wegen des ihn umgebenden geheimnisvollen Dunkels schrieb man ihm natürlich auch Zauberkräfte zu. Gesah irgend etwas, was dem Volke wie Zauberei vorkam, so hob Pan Tiburzy stets den Bann mit der Deklamation einiger Kapitel aus Livius oder dergleichen.

Ebenso wenig konnte man sagen, woher plötzlich bei Tiburzy Kinder erschienen waren, und dennoch war es so: ein Knabe von etwa sieben Jahren, kräftig und entwickelt, sodaß er älter schien, als es der Fall war, und ein kleines dreijähriges Mädchen. Den Knaben brachte er mit, als er selbst am Horizonte unseres Städtchens auftauchte; was das Mädchen betrifft, so war er auf einige Monate in unbekannte Gegenden verschwunden, bevor er sie gebracht hatte.

Der Knabe, Namens Walek, war hoch gewachsen, schwächling, mit schwarzem, lockigem Haar, und schlenderte häufig ohne jede Beschäftigung durch die Stadt, die Hände in den Taschen haltend und Blicke um sich werfend, die die Herzen der Brotbäckerinnen mit Unruhe erfüllten. Das Mädchen sah man nur ein oder zweimal auf den Händen des Pan Tiburzy; dann verschwand sie und niemand wußte, wo sie sich befand.

Man sprach von unterirdischen Höhlen auf dem Uniatenberge, und da in den Gegenden, wo früher die Tartaren hausten und das Faustrecht herrschte, solche unterirdische Höhlen nichts seltenes waren, so glaubte man dem Gerücht vom Vorhandensein solcher Höhlen um so mehr, als doch irgendwo diese Leute leben mußten, die zudem des abends in jener Richtung zu verschwinden pflegten. Dorthin schlenderte langsamen und schläfrigen Ganges der „Professor“; dorthin eilte Pan Tiburzy; dorthin begleitete wankenden Schrittes Turfewitsch den hilflosen Lamronski, dort verschwanden abends alle jene dunklen Gestalten — und kein noch

so tapferer Mann würde sich entschlossen haben, ihnen dorthin zu folgen. Der Berg, von Gräbern durchfurcht, genoß eines schlimmen Rufes. Auf dem alten Kirchhof flimmerten im Dunkel der Herbstnächte blaue Flämmchen, und in der Kapelle ließ das Käuzchen seine Stimme so hell und gellend ertönen, daß selbst der furchtlose Schmied bei diesem Schrei des Vogels eines Schauders sich nicht erwehren konnte.

3. Ich und mein Vater.

„Schlimm, junger Mann, schlimm!“ — wandte sich an mich der alte Janusch häufig, wenn er mich auf der Straße unter dem Gefolge des Pan Turkewitsch oder unter den Zuhörern Drabs antraf.

Und dabei schüttelte er seinen grauen Bart.

„Schlimm, junger Mann, schlimm! Sie sind in schlechter Gesellschaft! Schade, schade um den Sohn so ehrenhafter Eltern!“

Und wirklich, seit meine Mutter gestorben war und das Gesicht meines Vaters finsterner und finsterner wurde, sah man mich selten zu Hause. An Sommerabenden schlich ich vorsichtig am Zaune unseres Gartens hin, ein Begegnen mit meinem Vater vermeidend, öffnete mit kunstvollen Vorrichtungen mein Fenster, das durch dichtes Grün des Flieders verdeckt war, und stieg unbemerkt in mein Zimmer.

Wenn mein kleines Schwesterchen in ihrer Wiege im Nebenzimmer noch nicht schlief, ging ich zu ihr, und wir küßten einander und spielten, indem wir uns hüteten, die alte griesgrämige Wärterin aus dem Schlafe aufzustören.

Des Morgens, wenn die Sonne kaum aufgegangen war, schlich ich schon wieder durch den Garten, kletterte über den Zaun und eilte zum Teich, wo mich mit ihren Angelruten ebensolche Knaben erwarteten, oder zur Mühle, wo der schläfrige Müller eben erst die Schleusen geöffnet hatte, und das Wasser, leise erzitternd auf seiner spiegelglatten Ober-

fläche, in die Schaufeln sich ergoß und seine Tagesarbeit aufnahm.

Die großen Mühlenräder, aufgeweckt aus ihrem Schlafe, zitterten unter den Stößen des Wassers, gaben zuerst ungeru nach, als könnten sie ihren Schlaf noch nicht abschütteln, drehten sich aber bald, Tropfen Wassers und Schaum um sich spritzend und sich habend in den kalten Fluten. Ihnen folgten die dicken Wälle; drinnen in der Mühle begann das Getriebe zu arbeiten, es rauschte das Korn und weißer Mehlstaub erhob sich in Wolken aus den Ritzen des alten halbzerfallenen Gebäudes.

Dann ging ich weiter. Ich liebte es, das Erwachen der Natur zu beobachten, freute mich, wenn ich die schlummernde Lerche aufschrecken und aus dem Dickicht den furchtsamen Hasen aufjagen konnte.

Der Thau glitzerte und spielte in tausend Farben, wenn ich über das Feld dem Walde zuschritt. Die Bäume umfingen mich hier mit tragem, leisem, halb schläfrigem Rauschen; aus den Fenstern des Gefängnisses blickten noch nicht die mürrischen Gesichter der Arrestanten, und nur der Posten schritt, mit seiner Waffe klirrend, seinen Rundgang ab und löste seinen nächtlichen Vorgänger ab.

Ich hatte einen weiten Weg zurückgelegt und wenn ich in die Stadt heimkehrte, so begegneten mir verschlafene Menschen, welche die Fensterläden erst jetzt öffneten. Doch die Sonne stand schon hoch über dem Berge, jenseits der Teiche erklang die Glocke, welche die Schüler in die Schule rief, und der Hunger trieb mich zum Morgenfrühstück nach Hause.

Man nannte mich einen Heruntreiber und Taugenichts und schalt mich so häufig wegen mancher Vergehen, daß ich bald auch selbst an meine Schlechtigkeit zu glauben begann. Mein Vater glaubte auch daran und versuchte einigemal, meine Erziehung in seine Hand zu nehmen, doch endigten diese Versuche gewöhnlich mit einem Mißerfolge. Wenn ich

in das Gesicht des strengen und finsternen Mannes blickte, auf dem der Ausdruck unheilbarer Trauer lag, wurde ich schüchtern und verschlossen. Ich stand vor ihm da — wortlos und furchtsam um mich blickend.

Manchmal stieg ein seltsames Etwas in meiner Brust auf: ich wünschte, daß mein Vater mich umarme, zu sich auf den Schoß nehme und küsse. Dann hätte ich mich wohl an ihn angeschmiegt und wir würden vielleicht beide — das Kind und der strenge Mann — geweint haben über den erlittenen frischen Verlust. Er aber blickte auf mich mit seinen getrübbten Augen, deren Blick über mich hinwegzuhuschen schien, und schauderte.

„Gedenkst du noch der Mutter?“

Ob ich ihrer gedenke?! O ja, ich denke ihrer! Ich gedenke dessen, wie ich mitunter in der Nacht erwachte und im Dunkeln ihre zärtlichen Hände suchte, mich an sie schmiegte, sie mit Klüssen bedeckte; ich gedenke ihrer, wie sie krank am offenen Fenster saß und das herrliche Frühlingssbild mit ihrem Blicke umsing, wie sie von ihm fürs Leben Abschied nahm . . .

O ja, ich denke ihrer! . . . Wie sie von Blumen ganz bedeckt, jung und schön, mit dem Siegel des Todes auf ihrem blassen Gesicht im Sarge lag, und ich aus der Ecke, in die ich mich furchtsam zurückgezogen hatte, auf sie mit glühenden Blicken schaute, vor denen zum erstenmal das schreckliche Rätsel des Lebens und des Todes erstanden war.

Und dann, als der Haufe jener fremden Menschen sie hinausgetragen hatte, waren es nicht meine Thränen und mein Schluchzen, die die Stille der ersten Nacht, da ich eine Waise geworden war, unterbrachen?

O ja, ich denke ihrer! Und jetzt noch fahre ich häufig aus dem Schlafe auf, die Brust weitet sich im Gefühl der Liebe, die mich erfüllt, ich erwache mit dem Lächeln des Glückes auf meinen Lippen, glücklich in meiner Unkenntnis, froh über die rosenroten Träume der Jugend. Und wieder

scheint es mir, daß sie mit mir sei, daß ich jetzt gleich ihre Liebkosung, ihren Kuß auf meiner Stirn fühlen würde. Doch meine Arme strecke ich umsonst vor in die Dunkelheit, und in meine Seele stiehlt sich das Gefühl der Vereinsamung. Ich presse meine Kinderhände auf das Herz, das so schmerzhaft schlägt, und Thränen brennen in meinen Augen.

O ja, ich denke ihrer! . . . Und auf die Frage des finsternen Mannes, in dem ich etwas Verwandtes, Liebes suchte, doch nicht finden konnte, zog ich mich nur noch mehr in mich selbst zurück und entwand meine Hand leise der seinen. Er wandte sich dann von mir mit Ärger und Schmerz. Er fühlte, daß er auf mich gar keinen Einfluß ausübte und daß zwischen uns eine Scheidewand aufgerichtet sei. Er hatte jene zu sehr geliebt, als sie noch lebte, und wegen seines Glückes hatte er meiner nicht geachtet. Jetzt verhüllte mich vor ihm sein tiefes Leid.

Und immer breiter und höher wurde die Scheidewand, die uns trennte. Er überzeugte sich immer mehr davon, daß ich ein schlechtes, verdorbenes Kind sei, herzlos und egoistisch, und das Bewußtsein, daß er sich mit meiner Erziehung beschäftigen müsse und es nicht könne, mich lieben müsse und in seinem Herzen keinen Platz für diese Liebe finde — vergrößerte noch sein Mißbehagen. Ich fühlte das: hinter einem Strauch versteckt, beobachtete ich ihn zuweilen, wie er durch die Alleen mit immer größeren Schritten ging und vor unerträglichem Seelenschmerz schwer stöhnte. Dann erhob sich in meinem Herzen ein Gefühl der Teilnahme und des Mitgefühls. Einmal sank er auf die Bank hin und schluchzte laut; da hielt es mich nicht länger, ich lief aus dem Gebüsch hinaus, einem unbestimmten Gefühle folgend, das mich zu diesem Menschen eilen ließ; er aber, aufgeschreckt aus seinen traurigen, hoffnungslosen Betrachtungen, blickte mich nur finster an und fragte kalt: „Was brauchst du?“

Nichts brauchte ich. Ich wandte mich hastig um, schämte mich meiner Aufwallung und fürchtete, der Vater könnte sie gar auf meinem Gesicht lesen. Ich lief in das Dickicht des Gartens, warf mich dort in das Gras und weinte in tiefem Schmerz.

Sechs Jahr alt, empfand ich schon den ganzen Schrecken der Vereinsamung.

Meine Schwester Sonja zählte vier Jahre. Ich liebte sie leidenschaftlich und sie vergalt es mir mit gleichem Gefühl.

Doch das Urteil, das man sich über mich als über einen verdorbenen Jungen gebildet hatte, hielt uns voneinander fern. Jedesmal, wenn ich mit ihr zu spielen begann, laut und ausgelassen, wie es meine Art war, erwachte die stets schläfrige und mit festen Augen stets Federn für Rissen zupfende Wärterin, ergriff schnell meine Sonja und eilte in ihr Zimmer, mich böse anblickend; in solchen Augenblicken verglich ich sie mit einer Henne, mich mit einem Raubvogel und Sonja mit einem Küchlein. Mich durchzuckte Schmerz und Ärger. Daher war es denn auch nicht wunderbar, daß ich bald jeden Versuch unterließ, Sonja mit meinen „schlechten“ Spielen zu unterhalten.

Bald schien es mir eng in Haus und Garten, wo ich keinen freundlichen Blick, keine Liebe erblickte. Ich begann umherzuschlendern. Mich durchzitterte eine gewisse Vorahnung, ein gewisser Vorgeschmack vom Leben selbst. Mir schien es stets, als würde ich dort in jener großen, mir fremden Welt, jenseit jenes alten Gartenzaunes etwas finden; mir schien es stets, als könne, als müßte ich etwas thun, nur wußte ich nicht, was. Dazu erhob sich, diesen Gefühlen entgegen, ein anderes, mich anreizend und lockend. Ich erwartete ein Lösen dieser Rätsel und mied instinktmäßig die Wärterin mit ihrem Federzupfen, das altbekannte, so liebe Rauschen der Apfelbäume in unserem Garten und das monotone Geräusch des Fleischhackens, das aus der Küche zu meinen Ohren drang.

Seitdem war zu meinen anderen, nichts weniger als lobenden Epithetis noch das eines Straßenjungen und Umhertreibers hinzugekommen. Ich achtete dessen nicht: ich hatte mich an die Vorwürfe gewöhnt und ertrug sie, wie ich den plötzlich einbrechenden Regen oder die Hitze ertrug. Finster ließ ich Bemerkungen und Scheltworte über mich ergehen und that doch, was mir gefiel. Ich schlenderte durch die Straßen der Stadt, schaute mit kindlich neugierigen Blicken dem anspruchslosen Leben zu, lauschte dem Geräusche in den Telegraphendrähten auf der Landstraße, fern vom Lärm der kleinen Stadt, versuchte die Nachrichten aufzufangen, die in ihnen von fern her, von großen Städten getragen wurde, horchte auf das Klauschen der Felder und das Seufzen des Windes im Grase der hohen Heldengräber. Häufig öffneten sich meine Augen und manchmal blieb ich stehen vor den Bildern des Lebenspanoramas: Bild auf Bild, Wahrnehmung auf Wahrnehmung folgten einander und hinterließen in meiner Seele bleibende Eindrücke. Ich erkannte und gewahrte manches, was sonst Kinder, die in höherem Alter stehen, als damals ich, nicht erblicken; das aber, was sich in mir aus der Tiefe der kindlichen Seele erhoben hatte, verstummte nicht, sondern tönte fort und fort, geheimnisvoll, lockend und reizend.

Nachdem die Wägären des alten Schlosses mir dessen Zauber und Anziehung genommen hatten und als mir alle Winkel der Stadt bekannt geworden waren, warf ich meine Blicke auf die Kapelle, die von fern sichtbar war. Anfangs unerschlich ich sie von allen Seiten nur von fern, zurückgehalten durch den schlechten Ruf, in dem sie stand. Je mehr ich mich aber mit der Gegend bekannt machte, desto mehr erblickte ich nur verfallene Kreuze und eingesunkene Gräber. Nirgends erblickte man menschliche Behausung und Spuren lebender Wesen. Alles war still, ruhig, verlassen, leer. Nur die Kapelle blickte finster mit ihren öden Fenstern, als denke sie traurige Gedanken. Ich wollte gern einen Blick

hineinwerfen, um mich endgültig davon zu überzeugen, daß auch dort nichts sei, als Staub.

Da solch' eine Exkursion allein zu unternehmen sowohl zu abschreckend als auch zu unbequem gewesen wäre, so warb ich auf den Straßen eine kleine Kompagnie von drei Straßenjungen an, die ich durch das Versprechen einer Spende von Weißbrot und von Äpfeln aus unserem Garten zu meiner Eskortierung willig machte.

4. Eine neue Bekanntschaft.

Wir unternahmen unsere Exkursion nachmittags und bestiegen den Berg auf Absturzwegen, die durchfurcht waren von den Schaufeln der Landleute und den Bächen, die der Regen gebildet hatte. Stellenweise waren alte Gräber angegraben und weiße, gebleichte Menschenknochen lagen offen zu Tage. An einem Platze starrte ein Teil eines halbvermoderten Sarges hervor, an einem anderen grinsten uns ein Schädel entgegen mit seinen leeren Augenhöhlen.

Endlich hatten wir den letzten Hügel erstiegen, den letzten Absturz überschritten. Die Sonne begann sich schon zu senken; ihre schrägen Strahlen vergoldeten das Grün des alten Friedhofs, spielten auf den eingesunkenen Kreuzen und in den Nesten der zerbrochenen Fensterscheiben der Kapelle. Stille herrschte rund umher, Ruhe und tiefer Friede lagerten über dem verlassenen Kirchhof. Hier sahen wir weder Schädel noch Särge; frisches grünes Gras bedeckte gleichmäßig den Boden und verbarg unter sich die Bilder des Schreckens und der Vergänglichkeit.

Wir waren allein, nur die Sperlinge zwitscherten fröhlich um uns und die Schwalben flogen unhörbar durch die Fenster der Kapelle, die düster gebeugt mitten unter den verfallenen Gräbern dastand, auf denen zwischen dem fatten Grün des Grasses manches verborgene Weilchen hervorlugte.

„Hier ist nichts!“ sagte einer meiner Begleiter.

„Die Sonne geht unter“, meinte ein anderer, auf die Sonne blickend, die tief im Westen stand.

Die Thür der Kapelle war verschlossen, die Fenster erhoben sich hoch vom Erdboden; dennoch hoffte ich mit Hilfe der Genossen hinaufklettern und hineinblicken zu können.

„Das ist nicht nötig —“ rief einer von ihnen, der im Nu seinen Mut verloren zu haben schien, indem er mich am Arm ergriff.

„Geh zum Teufel, altes Weib!“ schalt der Älteste von uns, mir seinen Rücken als Leiter darbietend.

Tapfer stieg ich hinauf, er reckte sich kerzengerade auf und ich kletterte auf seine Schulter. In dieser Lage konnte ich bequem das Fensterbrett mit der Hand erreichen und nachdem ich mich von dessen Tragfähigkeit überzeugt hatte, schwang ich mich hinauf und setzte mich darauf.

„Nun, was ist da?“ fragte man mich mit lebhaftem Interesse.

Ich schwieg. Ich blickte hinunter ins Innere der Kapelle von wo die Stille und Weihe des verlassenen Heiligtums eigentümlich mir entgegenwehte. Das innere des hohen, schmalen Baues entbehrte jeder Verzierung. Die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten grell die den Fenstern gegenüberliegenden alten, leeren, zerfallenen Mauern.

Ich sah die innere Seite der geschlossenen Thür, die eingesunkenen Thöre, die alten, zerbröckelten Säulen, die unter der Last, die sie hatten tragen müssen, sich gebeugt hatten. In den Ecken waren Spinnweben und es herrschte jenes geheimnisvolle Dunkel, wie es nur in solchen alten Gebäuden zu finden ist. Ihnen schien mir die Entfernung vom Fenster bis zum Boden viel größer zu sein, als außen bis zum Gange. Ich blickte hinab wie in einen tiefen Abgrund und konnte anfangs nur die Umrisse von seltsamen Gegenständen, die am Boden lagen, unterscheiden.

Indessen hatten es meine Genossen satt bekommen, unten zu stehen und meine Mittheilungen abzuwarten und daher

war halb einer von ihnen an meiner Seite, der auf dieselbe Art hinaufgestiegen war, wie früher ich.

„Da ist der Altar —“ sagte er, jenen seltsamen Gegenstand am Boden betrachtend, „— und da der Kronleuchter —“
 „der Tisch für die Bibel . . .“

„Was ist denn das?“ fragte er, auf einen Gegenstand hindeutend, der neben dem Altar lag.

„Eine Popemütze!“

„Nicht doch, eine Tonne.“

„Was soll denn hier eine Tonne?“

„Ein Behälter für Kohlen zum Anzünden des Kronleuchters vielleicht.“

Nein, das ist wirklich eine Mütze. Übrigens kann man sich davon ja überzeugen. Befestige doch an dem Fenster deinen Gurt und laß dich hinab.“

„Sawohl, was du doch sagst! . . . Laß du dich doch selbst hinab!“

„Nun, und glaubst du vielleicht, ich werde es nicht thun?“

„Nun, so thue es doch!“

Der ersten Aufwallung folgend, band ich zwei Riemen zusammen, warf sie über das Fensterbrett und ließ mich, während ich ein Ende meinem Genossen gab, an dem anderen hinab. Als ich den Boden erreichte, schauderte ich; doch ein Blick auf die neugierig heruntergebeugte Physiognomie meines Genossen gab mir meinen Mut wieder, und tapfer blickte ich um mich und schritt vor. Dumpf hallte mein Schritt vom Gewölbe wider in der Oede der Kapelle. Einige Sperlinge flatterten aufgeschreckt aus ihren Nestern auf den Chören auf und flogen durch das geborstene Dach ins Freie. An der Mauer, in deren einem Fenster wir saßen, erblickte ich plötzlich ein strenges härtiges Gesicht mit der Dornenkrone. Ein mächtiges Kreuzifix war es, das von der Decke herunterhing.

Mir ward es ungemüthlich. Die Augen meines Genossen blickten neugierig und interessiert auf mich hinab.

„Wirst du darauf losgehen?“ fragte er leise.

„Ja,“ erwiderte ich ebenso, Mut fassend — doch in diesem Augenblicke ereignete sich etwas so Unerwartetes und Schreckliches, daß alles Blut in meinen Adern zu erstarren schien.

Erst hörte ich Gepolter und den Fall abstürzender Mauerreste auf den Hören. Oben bewegte sich etwas, eine Staubwolke stieg auf und eine graue Masse erhob sich mit mächtigem Flügelschlage zum Dache — einen Augenblick lang schien es in der Kapelle dunkler. Eine große alte Eule, durch uns aufgeschreckt, war aus ihrer dunklen Ecke herausgeflogen und schwang sich hinaus aus der Kapelle.

Mich ergriff panischer Schrecken.

„Zieh mich hinauf!“ rief ich, den Riemen erfassend.

„Fürchte dich doch nicht!“ beruhigte mich der Genosse und wollte mich heraufziehen.

Plötzlich aber bemerkte ich, wie sich sein Gesicht vor Schrecken verzerrte: er schrie auf und verschwand, auf das Gras hinabspringend. Instinktmäßig blickte ich um mich und sah eine seltsame Erscheinung, die mich übrigens mehr mit Erstaunen als mit Schreck erfüllte.

Der dunkle Gegenstand unseres Streites, die Mütze oder die Tonne — es war, wie sich später herausstellte ein Topf — verschwand plötzlich vor meinen Augen unter dem Altar. Ich konnte kaum recht unterscheiden was es gewesen, doch schien es mir, als hätte eine Kinderhand ihn erfaßt.

Meine Empfindungen in diesem Augenblicke wiederzugeben, ist nicht leicht. Ich litt; das Gefühl, das ich empfand, war nicht Schrecken oder Furcht. Mir deuchte, ich sei in eine andere Welt versetzt. Von irgendwoher, aus jener anderen Welt schien es mir, hörte ich einige Augenblicke lang den Lauffschritt dreier Paare von Kinderfüßen. Doch bald verstummte auch dieses Geräusch. Ich war allein, allein in einem düsteren Grabe, aus welchem seltsame, unerklärliche Erscheinungen auftauchten.

Jedes Maß zur Schätzung der so verbrachten Zeit war

mir entschwinden; ich hatte keine Ahnung, wie lange ich so dagestanden, als ich unter dem Altar ein leises Geflüster hörte.

„Weshalb geht er denn nicht fort?“

„Du siehst doch, er hat sich erschreckt.“

Die erste Stimme schien mir eine ganz kindliche, die zweite konnte einem Knaben in meinem Alter angehören. Ebenso glaubte ich durch eine Spalte im Altar ein paar glänzende schwarze Augen zu erblicken.

„Was wird er denn jetzt anfangen?“ hörte ich wieder flüstern.

„Nun, warte!“ erwiderte die ältere Stimme.

Unter dem Altar bewegte es sich stark, dieser selbst schien zu wanken und im nämlichen Augenblick tauchte eine Gestalt auf.

Es war ein Knabe von etwa neun Jahren, größer als ich, mager und schwächlich wie ein Rohr. Geleidet war er in ein schmutziges Hemd und hielt die Hände in den Taschen seiner schmalen und kurzen Hosen. Die dunklen lockigen Haare lagen ungeordnet über einem paar schwarzer nachdenklicher Augen.

Obgleich der Unbekannte so plötzlich und auf so seltsame Weise aufgetaucht war und mir sich jetzt mit jenem so unsagbar verächtlichen herausfordernden Wesen näherte, mit dem einander auf dem Marktplatze gewöhnlich Knaben begegnen, um eine Prügelei einzuleiten, so fühlte ich mich doch mutiger, als ich ihn erblickte.

Ich wurde noch mutiger, als ich hinter dem Knaben aus einer Luke unter dem Altar oder besser am Boden der Kapelle, ein schmutziges Gesichtchen, von blonden Locken umrahmt, erblickte, das mich mit kindlicher Neugierde mit seinen blauen Augen betrachtete.

Ich trat von der Wand weg und, unseren ritterlichen Gesetzen des Marktes gemäß, steckte auch ich meine Hände in die Hosentaschen. Das war ein Zeichen, daß ich meinen Gegner nicht fürchtete und sogar gewissermaßen verachtete.

Wir standen einander gegenüber und blickten einander an. Nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß gemustert hatte, fragte er:

„Was suchst du hier?“

„Nichts. Was geht's dich an?“

Mein Gegner zuckte die Achseln, als wollte er die Hand aus der Tasche ziehen und mich schlagen.

Ich stand, ohne mit den Augen zu zucken.

„Ich werde dich 'mal lehren!“ drohte er.

Ich stellte mich strammer.

„Nun, versuch's nur! Schlag doch zu!“ . . .

Der Augenblick war kritisch — von ihm hing der Charakter unserer weiteren Beziehungen ab. Ich wartete, doch mein Gegner stand unbeweglich, mich durchdringend betrachtend.

„Sch, Freund, will auch selbst . . .“ begann ich, schon friedfertigeren Tones.

Indessen versuchte das kleine Mädchen sich auch aus der Luke hervorzarbeiten. Es fiel, stand auf, endlich war es ihm gelungen sich aufrecht hinzustellen, und mit unsicheren Schritten näherte es sich dem Knaben, faßte nach ihm mit den kleinen Händchen, schmiegte sich an ihn und blickte mich aufmerksam und zugleich erschreckt an.

Das war bestimmend für unser endgiltiges Verhalten. Es war ja selbstverständlich, daß mein Gegner sich in solcher Lage nicht in eine Prügelei einlassen konnte, und ich meinerseits war auch zu großmütig, um von seiner ungünstigen Position Gebrauch machen zu wollen.

„Wie heißt du?“ fragte er mich, das Köpfchen des Mädchens mit seiner Hand glättend.

„Wassja. Und wer bist du?“

„Ich bin Walef . . . Ich kenne dich: du wohnst im Garten am Teich. Ihr habt große Äpfel.“

„Ja, wir haben schöne Äpfel — willst du vielleicht welche?“

Damit zog ich zwei Äpfel aus der Tasche, die eigentlich

als Sold für meine Armee bestimmt waren, die mich soeben so schmäzlich im Stiche gelassen hatte. Einen bot ich Walek, den anderen dem kleinen Mädchen, das sein Gesicht in die Händchen barg und sich hinter Walek versteckte.

„Sie fürchtet sich“, sagte er und übergab ihr den Apfel selbst.

„Wozu bist du hier hereingeklettert? Bin ich denn in deinen Garten geklettert?“ fragte Walek darauf.

„Komm nur. Ich werde mich nur freuen!“ sagte ich aufrichtig. Diese Antwort machte Walek stutzig. Er überlegte.

„Ich bin kein passender Gesellschafter für dich,“ sagte er traurig.

„Weshalb?“ fragte ich, gerührt durch den traurigen Ton, mit dem er das gesagt hatte.

„Dein Vater ist — Richter.“

„Nun?“ entgegnete ich verwundert, „du wirfst doch mit mir und nicht mit meinem Vater spielen.“

Walek schüttelte den Kopf.

„Tiburzy wird es nicht zulassen“ — sagte er, und als ob ihn dieser Name an etwas erinnerte, fügte er schnell hinzu: „Höre mal, dennoch ist es besser, du gehst. Wenn Tiburzy dich hier antrifft, kann es dir schlimm ergehen.“

Ich war ganz einverstanden damit, daß es hohe Zeit für mich wäre, zu gehen. Die letzten Strahlen der Sonne fielen schräg hinein in die Kapelle und bis zur Stadt war es weit.

„Wie soll ich aber hier herauskommen?“

„Ich will dir den Weg zeigen. Wir wollen zusammen hinausgehen.“

„Und sie?“ zeigte ich auf das kleine Mädchen.

„Maruffja? Sie wird auch mit uns gehen.“

„Wie, durchs Fenster?“

Walek überlegte.

„Nein. Ich werde dir aufs Fenster hinaufhelfen, wir aber werden einen anderen Weg einschlagen.“

Mit Hilfe meines neuen Freundes erkletterte ich das Fenster, löste hier den Riemen, schlang ihn um den Rahmen, und mich an den beiden Enden haltend, hing ich in der Luft. Nachdem ich auf den Boden hinabgesprungen war, zog ich den Riemen nach. Unten an der Mauer erwarteten mich schon Walek mit Maruffja.

Soeben erst war die Sonne hinter dem Berge untergegangen. Die Stadt lag in dunklen Schatten und nur die Gipfel der hohen Pappeln auf der Insel waren rötlich vergoldet von den letzten Strahlen der Abenddämmerung. Mir schien zum mindesten ein voller Tag vergangen zu sein, seitdem ich auf den alten Friedhof gekommen war.

„Wie schön!“ sagte ich, umfassen von der Kühle des anbrechenden Abends und mit voller Brust die Frische einatmend.

„Langweilig ist's hier“, sagte traurig Walek.

„Wohnt ihr immer hier?“ fragte ich, als wir den Berg hinunterstiegen.

„Ja.“

„Wo ist denn euer Haus?“

Sch konnte es mir gar nicht vorstellen, daß Kinder wie ich, kein Haus haben könnten.

Walek lächelte sein trauriges Lächeln und schwieg.

Wir umgingen den steilen Absturz, da Walek einen bequemeren Weg kannte, gingen durch das Schilf des Baches, überschritten ihn auf dünnen Brettern, die darüber führten, und gelangten so endlich zum Fuße des Berges.

Hier mußten wir uns trennen. Sch drückte meinem neuen Freunde die Hand und bot sie auch dem Mädchen. Sie gab mir ihr kleines Händchen und fragte, mich schüttern mit ihren blauen Augen anblickend:

„Du wirst doch wiederkommen?“

„Ja“ — sagte ich — „bestimmt komme ich!“

„Nun“ — sagte nachdenklich Walek — „komme mir, doch nur dann, wenn die unsrigen nicht zu Hause sind.“

„Wer sind diese unfrigen?“

„Die unfrigen? — alle: Tiburzy, Lawrowski, Turfewitsch, der Professor . . . dieser übrigens wird uns nicht stören!“

„Gut“ — sagte ich — „ich werde aufpassen, und wenn sie in der Stadt sein werden, will ich kommen. Bis dahin lebt wohl!“

„Höre mal!“ rief mir Walek nach, als ich einige Schritte gegangen war — „du wirfst doch nicht plaudern, daß du bei uns gewesen bist?“

„Nein,“ sagte ich fest.

„Gut. Und jenen Dummköpfen kannst du sagen, wenn sie danach fragen, du hättest hier den Teufel gesehen.“

„Gut.“

„Lebt wohl!“

„Adieu!“

Der Abend war angebrochen, als ich den Garten meines Vaters erreichte. Über dem Schloß hatte sich die Mondfichel erhoben, die Sterne glänzten hell. Ich wollte über den Gartenzaun klettern, als mich jemand an der Hand ergriff.

„Wassja, Freund!“ sagte mein Genosse, der mich verlassen hatte, erregt. „Bist du es denn wirklich? . . . Lieber Freund! . . .“

„Ja, wie du siehst . . . Ihr seid ja recht tapfere Jungen!“

Er schwieg beschämt, doch die Neugierde bezwang das Gefühl der Scham, und er fragte wieder:

„Was war denn dort?“

„Was?“ erwiderte ich in einem Tone, der gar keinen Zweifel ankommen ließ. „Was? Natürlich der Teufel! . . . Ihr Hasensfüße!“

Ich ließ den beschämten Genossen stehen und schwang mich über den Zaun.

Nach einer Viertelstunde lag ich in tiefem Schlaf und träumte von wirklichen Teufeln, die der dunkeln Luke entstiegen. Walek verfolgte sie mit einem Weidenzweige, Ma-

russja aber lachte und klatschte fröhlich in die Hände, während ihre freundlichen Augen blitzten.

5. Die Bekanntschaft wird fortgesetzt.

Seitdem war ich von meiner neuen Bekanntschaft ganz in Anspruch genommen. Des Morgens, wenn ich aufstand, und des Abends, wenn ich zu Bett ging — stets dachte ich an den bevorstehenden Besuch auf dem Berge. Durch die Straßen der Stadt schlenderte ich jetzt mit dem einzigen Zweck, zu beobachten, ob die ganze Gesellschaft sich hier befände, die Janusch mit dem Ausdruck „schlechte Gesellschaft“ charakterisierte; und wenn Sawronsky in seiner Pfütze lag, Turfewitsch und Tiburzy vor ihren Zuhörern ihre Reden hielten, und die dunklen Gestalten auf dem Markt umherschlichen, so eilte ich schnellen Schrittes über das Moor auf den Berg zur Kapelle, nachdem ich vorher mit Äpfeln, die ich in unserem Garten unbehindert pflücken durfte, und mit Naschwerk, das ich stets für meine neuen Fremde aufbewahrte, meine Taschen gefüllt hatte.

Walef, der mir überhaupt durch seine Solidarität und die Manieren eines Erwachsenen Achtung abzwang, nahm diese Gaben einfach an und legte sie meist beiseite, um sie seiner Schwester zu geben, während diese in ihre Händchen klatschte und ihre Augen fröhlich leuchteten; ihr Gesicht erglühte und jubelnd lachte sie auf, und dieses, ihr Lachen, hallte wieder in unseren Herzen, uns über die Massen entschädigend für die Konfekte, die wir für sie opferten.

Es war ein winziges, blaßes Geschöpf, das mich an eine Blume erinnerte, die ohne die belebenden Strahlen der Sonne aufwuchs. Ungeachtet ihrer vier Jahre, ging sie noch sehr unsicher mit ihren krummen Beinchen und schwankte, wie ein Grashalm im Winde; ihre Hände waren mager, fast durchsichtig; das Köpfchen saß auf einem dünnen Halse, wie das Köpfchen des Feldglöckchens; nur ihre Augen blickten zuweilen mit einem Ausdruck der Trauer, wie er sonst Kin-

bern in diesem Alter nicht eigen ist, und ihr Lächeln erinnerte mich so sehr an meine Mutter während ihrer letzten Tage, wie sie am geöffneten Fenster saß und der Wind mit ihrem Haare spielte, daß mir, wenn ich in dieses Antlitz schaute, beklommen und traurig ums Herz wurde und Thränen in die Augen stiegen.

Unwillkürlich verglich ich sie mit meiner Schwester. Sie beide waren in einem Alter; nur war meine Sonja rund und drall wie ein Ball. Sie lief so ausgelassen, spielte so gern, lachte so toll, trug stets so reine hübsche Kleider und in ihre dunklen Zöpfe flocht das Stubenmädchen täglich ein grell rotes Band.

Meine kleine Freundin lief fast nie und lachte sehr selten; wenn sie aber lachte, so klang dieses Lachen wie der Ton eines kleinen silbernen Glöckchens, den man in zehn Schritt Entfernung fast nicht mehr hören konnte. Ihr Kleidchen war mit Flecken besäet und alt, in ihrem Zopf war kein Band, doch war ihr Haar viel schöner und reicher und tipziger, als dasjenige Sonjas, und Walek verstand es zu meinem Erstaunen so schön zu flechten, was er auch jeden Morgen that.

Ich war ein wilder Junge. „Bei diesem Knaben“ — pflegten Erwachsene von mir zu sagen — „scheint in Händen und Füßen Quecksilber zu sein“, woran ich auch glaubte, obgleich es mir nie recht klar wurde, durch wen und wie diese Operation an mir vollzogen sein mochte. Gleich in den ersten Tagen theilte sich meine Lebhaftigkeit auch meinen neuen Bekannten mit. Wohl nie mag das Echo dieser Gegend so häufig die lauten Ausrufe haben wiedergeben müssen wie in jenen Tagen, wenn ich durch meine Spiele Walek und Maruffja belustigen wollte. Doch das gelang mir meist nur unvollkommen. Walek blickte ernst auf mich und das Mädchen, und als ich einmal mit ihr „Haschen“ spielte, sagte er:

„Laß nur ab, sie wird gleich weinen!“

Und wirklich, kaum hatte ich sie laufen lassen und hatte sie meine Schritte hinter sich gehört, als sie sich zu mir wandte, ihre Händchen wie um Schutz bittend aufhob, mich mit dem hilflosen Blick eines gefangenen Vögelchens ansah und in lautes Weinen ausbrach; ich blieb schüchtern stehen.

„Siehst du“, sagte Walek, „sie liebt nicht zu spielen.“

Er setzte sie auf das Gras und pflückte ihr Blumen. Sie hörte auf zu weinen und begann still für sich die Blumen zu ordnen, flüsterte vor sich hin, sich an die einzelnen Blumen wendend und sie an ihren Mund führend. Ich schwieg auch still und ließ mich mit Walek neben der Kleinen nieder.

„Weshalb ist sie so?“ fragte ich leise Walek, mit den Augen auf Maruffja deutend.

„So traurig?“ fragte Walek, und setzte dann mit dem Ernst der Überzeugung hinzu — „das kommt vom grauen Stein“ . . .

„Ja“ — wiederholte das Mädchen, wie ein leises Echo — „das kommt vom grauen Stein“ . . .

„Von welchem grauen Stein?“ fragte ich, ohne diese Wendung zu verstehen.

„Der graue Stein saugt ihr das Leben aus“ — erklärte Walek, wie früher zum Himmel hinaufblickend — „so sagt Tiburzy, und Tiburzy weiß es . . .“

„Ja“ — sagte wieder wie ein leises Echo Maruffja — „ja, Tiburzy weiß alles.“

Ich begriff nichts aus diesen geheimnisvollen Worten und den dunklen Andeutungen auf den „grauen Stein“, die Walek dem Tiburzy nachsprach. Indes das Argument, daß Tiburzy alles wisse, verfehlte nicht, auch auf mich seine Wirkung auszuüben. Ich stützte mich auf den Ellenbogen und blickte auf Maruffja.

Sie saß in derselben Stellung, wie sie Walek niedergesetzt hatte, und ordnete die Blumen; die Bewegungen ihrer dünnen Hände waren langsam; die Augen fielen durch ihre

blaue Farbe in dem blassen Gesichte auf, die langen Wimpern waren gesenkt. Bei dem Anblick auf diese winzige, schwächliche Gestalt ward mir die Wahrheit in den Worten Tiburzys klar, obwohl ich sie nicht verstand. Ja, jemand saugt das Leben aus diesem seltsamen Kinde, das weint, wenn andere Kinder jubeln und lachen. Wie kann das aber der graue Stein machen?

Das war für mich ein Rätsel, schrecklicher noch als die Gespenster des alten Schlosses. Wie furchtbar auch die Türken sein mochten, die sich unter der Erde martern, wie grausam der alte Graf, der ihr Stöhnen in düsteren Sturmnächten übertönte — das alles war mir schrecklich und doch aus alten Märchen längst bekannt. Hier aber sah ich etwas Schrecklicheres vor Augen: ein formloses, unerbittliches, hartes und grausames Etwas, „der graue Stein“ — beugte sich über dem Haupte der Kleinen, ihr den Lebenssaft, die Farbe der Wangen, den Glanz der Augen, die Lebhaftigkeit der Bewegungen raubend. „Das kann wohl nur des Nachts geschehen“ — dachte ich, und Mitleid, schmerzliches Mitleid krampfte mir das Herz in der Brust zusammen.

Unter dem Einfluß dieses Gefühls mäßigte sich auch meine Wildheit und Ausgelassenheit.

Uns dem ruhigen Temperament unserer Dame anpassend, suchten wir, ich und Walek, für sie Blumen und farbige Steinchen, fliegen Schmetterlinge und bauten zuweilen aus Ziegelsteinen Fallen für die Spazzen. Zuweilen blickten wir, müßig auf dem Grase liegend, zum Himmel, wie die Wolken hoch über dem Dache der Kapelle dahinschwebten, oder erzählten Maruffja Märchen und plauderten miteinander.

Diese Unterhaltungen festigten von Tag zu Tage meine Freundschaft mit Walek, die ungeachtet der Verschiedenheit unserer Charaktere, mehr und mehr wuchs. Meiner Ausgelassenheit stand seine bewußte Ruhe entgegen, und er flößte mir Achtung ein durch seine Selbständigkeit und seinen unabhängigen Ton, mit dem er von den älteren sprach. Außer-

dem teilte er mir manches neue mit, an das ich früher auch gar nicht gedacht hatte. Als ich einmal hörte, wie er von Tiburzy, als ob dieser sein Genosse wäre, sprach, fragte ich ihn:

„Ist Tiburzy dein Vater?“

„Wahrscheinlich —“ sagte er nachdenklich, als hätte er sich diese Frage niemals vorgelegt.

„Liebt er dich?“

„O ja“ — sagte er viel bestimmter — er sorgt stets für mich und, weißt du, zuweilen küßt er mich sogar und weint . . .“

„Auch mich liebt er und weint auch“, fügte Maruffja mit dem Tone kindlichen Stolzes hinzu.

„Mich aber liebt mein Vater gar nicht“ — sagte ich traurig — „er hat mich nie geküßt — er ist nicht gut.“

„Das ist nicht wahr, nein, nein!“ — entgegnete Walek — „du verstehst das nur nicht. Tiburzy weiß das besser. Er sagt immer, der Richter sei der beste Mensch in der Stadt und daß die Stadt schon längst hätte untergehen müssen, wenn dein Vater nicht da wäre, und dann noch der Priester, den man neulich ins Kloster gesteckt haben soll, und dann noch der jüdische Rabbiner. Wegen dieser drei . . .“

„Was ist denn wegen dieser drei?“

„Dieser drei Männer wegen geht die Stadt eben nicht unter, so sagte Tiburzy — weil sie ein Herz für arme Leute hätten. . . . Dein Vater, weißt du, hat sogar einmal einen Grafen verurteilt . . .“

„Ja, das ist wahr. Der Graf war sehr böse, ich habe es selbst gehört.“

„Nun, siehst du! Einen Grafen zu verurteilen, ist eben keine Kleinigkeit.“

„Weshalb?“

„Wie, weshalb?“ wiederholte etwas stutzig Walek. „Weil ein Graf nicht ein gewöhnlicher Mensch ist. Ein Graf thut, was er will und fährt in einem eigenen Wagen und dann

— er hat Geld. Einem anderen Richter hätte er Geld gegeben und der hätte dann nicht ihn verurteilt, sondern einen Armen.“

„Ja, das ist wahr; ich hörte auch, wie der Graf bei uns in der Wohnung geschrien hat: ich kann euch alle kaufen und verkaufen!“

„Nun, und der Richter?“

„Und mein Vater sagte ihm: gehen Sie fort!“

„Nun, siehst du! Auch Tiburzy sagt, daß der Richter nicht fürchtet, sogar einen Grafen wegzujagen, und als zu ihm die alte Johanna auf ihren Knien kam, ließ er ihr sofort einen Stuhl bringen. Solch ein Mann ist er! Sogar Turkewitsch macht niemals vor seinem Fenster Skandal!“

Das war wahr. Während seiner Exkursionen zur Entlarbung der städtischen Bürger, ging er stets stumm an unseren Fenstern vorüber, zuweilen entblößte er sogar sein Haupt.

Das alles machte mich nachdenklich. Walek zeigte mir meinen Vater von einer Seite, von der ihn zu betrachten mir niemals eingefallen war; die Worte Waleks erweckten in mir das Gefühl des Stolzes eines Sohnes auf seinen Vater; mir war es angenehm zu hören, wenn man meinen Vater lobte, wie Tiburzy es that, der doch „alles wisse“. Doch zugleich erhob sich in meinem Herzen ein Gefühl des Schmerzes bei dem bitteren Bewußtsein, daß dieser Mensch mich nie so geliebt habe und wohl nie so lieben werde, wie Tiburzy seine Kinder liebte.

6. Bei den grauen Steinen.

Es waren einige Tage vergangen. Die Mitglieder der schlechten Gesellschaft zeigten sich nicht in der Stadt und ich schlenderte gelangweilt durch die Straßen, vergebens ihr Erscheinen abwartend, um zum Berge eilen zu können. Nur der „Professor“ ging einmal schläfrig hindurch, doch weder Turkewitsch noch Tiburzy war zu sehen. Ich war ganz niedergeschlagen, da Walek und Maruffja nicht sehen zu

können mir sehr schwer wurde. So ging ich einmal auch gesenkten Hauptes umher, als Walek mir plötzlich die Hand auf die Schulter legte.

„Weshalb kommst du nicht mehr zu uns?“ fragte er.

„Ich fürchtete mich . . . Man sieht ja die eurigen gar nicht mehr in der Stadt.“

„Ach so . . . Ich vergaß es dir zu sagen, daß die unsrigen nicht da sind; du kannst kommen . . . Ich hatte mir schon etwas anderes gedacht.“

„Und zwar?“

„Ich glaubte, du wärest unser überdrüssig geworden.“

„Nein, nein, Freund, ich werde gleich hinlaufen“ — sagte ich freudig erregt — „ich habe sogar Äpfel bei mir.“

Bei Erwähnung der Äpfel wandte sich Walek hastig zu mir um, als wollte er etwas sagen; doch er sagte nichts, nur blickte er mich eigentümlich an.

„Nein, es ist nichts!“ sagte er, als er meinen erwartungsvollen Blick auf sich gerichtet sah. — „Geh nur voraus zum Berge — ich habe hier nur noch einen Gang zu thun. Ich werde dich auf dem Wege einholen.“

Ich ging langsam voraus und blickte mich häufig um — in der Erwartung, daß Walek mich einholen würde. Indessen war ich schon zum Berge gelangt und hinaufgestiegen, ohne ihn gesehen zu haben. Ich blieb zögernd stehen. Vor mir lag der Friedhof — still und öde, ohne eine Spur von menschlichen Bewohnern; nur die Sperlinge zwitscherten und im Gebüsch flüsterten und rauschten der Flieder und der wilde Wein, der sich an die südliche Mauer der Kapelle anlehnte und dort emporrankte.

Ich blickte mich um. Wohin sollte ich mich jetzt wenden? Offenbar mußte ich Walek abwarten. Indessen schritt ich zwischen den Gräbern auf und ab und suchte vergebens etwas von den verblaßten Inschriften zu entziffern. So traf ich auf ein ödes, halbverfallenes Grabgewölbe. Die Decke war herabgesunken oder vom Sturm abgerissen und

lag zerbröckelt nebenan. Die Thür war zugenagelt. Aus Neugierde lehnte ich ein abgebrochenes Kreuz an und kletterte hinauf, um mir das Innere anzusehen. Das Gewölbe war leer; nur mitten an der Diele erblickte ich eine eingelassene Fensterscheibe mit ganzen Scheiben und darunter eine dunkle unterirdische Höhle.

Während ich noch das Grabgewölbe betrachtete und mich über die mögliche Bestimmung des Fensters wunderte, kam Walek den Berg heraufgeeilt, ganz außer Atem. In der Hand trug er ein großes jüdisches Weißbrot, hinter dem Busen stak noch etwas, von der Stirn troffen große Schweißtropfen.

„Aha“ — rief er, als er mich erblickte — „da bist du! Wenn Tiburzy dich hier erblickt hätte, so wäre er wohl böse geworden! Nun, jetzt läßt sich aber nichts mehr dabei machen . . . Ich weiß, du bist ein guter Zunge und wirst niemand erzählen, wo wir wohnen. Komm denn zu uns!“

„Wo ist denn das, weit?“

„Das wirst du gleich sehen, komm, folge mir!“

Er bahnte sich durch das Gebüsch einen Weg und verschwand an der Mauer der Kapelle. Ich folgte ihm und sah mich auf einem kleinen freien Platz, der von außen nicht zu bemerken war. Hier erblickte ich zwischen den Stämmen der Faulbeerbäume in der Erde eine Öffnung mit in die Erde gegrabenen Stufen, die nach unten führten. Walek stieg hinab, ich folgte ihm und bald waren wir in tiefer Finsternis unter der Erde. Er ergriff mich bei der Hand und führte mich einen schmalen, feuchten Korridor entlang, schwenkte nach rechts ab, und wir betraten eine geräumige, unterirdische Höhlung.

Ich blieb am Eingang stehen, erstaunt über den Anblick, der sich mir bot. Zwei Strahlenblindel ergossen sich von oben herab und hoben sich ab von dem dunklen Hintergrunde des Gewölbes. Diese Strahlen traten durch zwei Fenster, auf deren eines ich eben zufällig gestoßen war, während das

andere wohl auf gleiche Art angebracht sein mochte. Die Sonnenstrahlen fielen nicht direkt hier herein, sondern wurden erst reflektiert von den Wänden des Grabgewölbes; nur spärlich erhellten sie diese geräumige Höhlung, deren Winkel im Dunkel verschwanden. Der Boden war aus viereckigen großen Steinfliesen zusammengesetzt, ebenso auch die Wände. Große Kolonnen erhoben sich vom Boden und wölbten sich über unseren Häuptern. Am Boden saßen an den beleuchteten Stellen zwei Figuren. Der alte „Professor“ mit gesenktem Haupte, etwas vor sich hermurmelnd, hantierte mit der Nadel an einem zerfetzten Kleidungsstück. Er erhob nicht einmal den Kopf, als wir eintraten, und wenn nicht die Bewegungen der zitternden Hände zu sehen gewesen wären, so hätte man diese graue Gestalt für ein phantastisches Steingebilde halten können.

Unter dem zweiten Fenster saß mit einem Haufen Blumen im Schoß, die sie ihrer Gewohnheit nach ordnete, Maruffja. Das Strahlenbündel fiel auf ihr lockiges Haupt, umhüllte sie ganz — und dennoch hob sie sich schwach hervor von dem Hintergrunde des grauen Gesteins als ein seltsamer, kleiner, nebliger Fleck, der so leicht schien, als wolle er zerfließen, verschwinden.

Wenn droben Wolken über die Erde dahinzoogen und die Sonne verhüllten, verschwanden die Mauern der Höhlung ganz im Dunkel, als breiteten sie sich aus und verschwänden irgendwohin; dann traten sie wieder hervor — kalt und hart, mit ihren Steinen wie mit unentrinnbaren Armen das winzige kleine Mädchen umfassend. Unwillkürlich fielen mir die Worte Waleks ein von „den grauen Steinen“, die Maruffja ihren Lebenssaft ausjogen, und ein Gefühl abergläubischer Furcht stahl sich mir ins Herz. Mir war es zu Mute, als fühlte ich auf ihr und auf mir einen steinkalten Blick lasten, der gierig uns durchbringe. Diese unterirdische Höhlung schien mir ihr Opfer fest umfaßt zu halten, um es nicht wieder loszulassen . . .

„Walek!“ rief freudig Maruffja, als sie ihren Bruder erblickte.

Als sie mich sah, leuchtete es auch in ihren Augen auf. Ich gab ihr die mitgebrachten Äpfel und Walek brach das Brot in zwei Teile; die eine Hälfte gab er ihr, die andere brachte er dem Professor. Der unglückliche Gelehrte nahm gleichgültig die Gabe und kaute, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. Ich stand wie niedergedrückt unter diesem Gewölbe des „grauen Steines“ — mir war so bekümmert.

„Komm, wollen wir gehen“ — sagte ich Walek, „führe sie weg!“

„Komm, Maruffja, nach oben“ — rief Walek seiner Schwester zu. Wir alle drei stiegen nun nach oben, doch auch hier verließ mich dies Gefühl einer gewissen Schwere nicht. Walek war niedergeschlagener und schweigsamer als gewöhnlich.

„Bist du in der Stadt geblieben, um das Brot zu kaufen?“ fragte ich ihn.

„Zu kaufen?“ lächelte er. Wo hätte ich denn Geld dazu hernehmen sollen?“

„Wie denn sonst? . . . So hast du es denn erbeten?“

„Sawohl, da wäre ich schön angekommen! Wer hätte es mir denn gegeben? . . . Nein, Bruder, genommen habe ich es vom Tisch der Südin Sura auf dem Markt — sie hat es nicht bemerkt.“

Er sagte das in ganz gewöhnlichem Tone, auf dem Grafe mit den Händen unter dem Kopfe ausgestreckt liegend. Ich erhob mich und blickte ihn an.

„Gestohlen hast du es also?“

„Nun ja.“

Ich warf mich ins Gras und eine Minute lang lagen wir schweigsam.

„Stehleit. Ist schlecht!“ sagte ich in traurigem Sinnen.

„Die unsrigen sind fort . . . Maruffja weinte, sie war hungrig . . .“

„Ja!“ fügte diese einfach hinzu.

Ich wußte noch nicht, was Hunger sei; doch bei den letzten Worten des Mädchens krampfte sich in meiner Brust mein Herz zusammen, und ich schaute auf meine beiden Freunde, als sähe ich sie zum erstenmale. Walef lag wie früher im Grase und blickte nach dem Hahicht, der hoch oben in den Wolken schwebte; Maruffja hielt mit beiden Händen ein Stück ihres Brotes fest und bei ihrem Anblick durchzuckte mich ein bisher unbekanntes schmerzhaftes Gefühl.

„Weshalb“, sagte ich beklommen, „hast du mir nichts davon gesagt?“

„Zuerst wollte ich es thun, dann überlegte ich es mir: du hast ja auch kein eigenes Geld.“

„Nun, was weiter? Ich hätte von Hause ein Brot genommen.“

„Wie, heimlich? . . .“

„Ja.“

„Dann also hättest du auch gestohlen?“

„Ja . . . aber bei meinem Vater.“

„Desto schlimmer!“ sagte fest Walef. „Ich stehle nie bei meinem Vater.“

„Nun, dann hätte ich darum gebeten . . . Man hätte es mir gegeben.“

„Vielleicht hätte man einmal wirklich gegeben, doch nicht immer — man kann doch nicht alle Bettler versorgen!“

„Seid ihr denn Bettler?“ fragte ich leise, mutlos.

„Ja!“ sagte finster Walef.

Ich schwieg still und nach kurzer Zeit nahm ich Abschied.

„Du gehst schon?“ fragte Walef.

„Ja.“

Ich ging, weil ich an diesem Tage nicht wie früher, sorglos mit meinen Freunden spielen konnte. Meine reine kindliche Zuneigung zu Walef und Maruffja war getrübt; sie

war zwar nicht schwächer geworden, doch ein scharfer Stich von Mitleid mengte sich ihr bei und bereitete mir tiefen Schmerz. Zu Hause legte ich mich früh zu Bett, weil ich nicht wußte, wie ich das neu aufgestiegene Gefühl bewältigen sollte, das mich ganz erfüllte. Zu mein Kissen gedrückt, weinte ich lange, bis ein wohlthätiger Schlummer das bittere Leid mich vergessen ließ.

7. Van Tiburzy erscheint.

„Guten Tag! Und ich glaubte schon, du würdest nicht mehr wiederkommen“ — so empfing mich am anderen Tage Walek, als ich wieder auf den Berg kam.

Ich verstand, weshalb er mir dies sagte.

„Nein, ich werde immer zu euch kommen,“ sagte ich bestimmt, um ein für allemal diese Frage zu erledigen.

Walek wurde ersichtlich heiterer, und wir beide fühlten uns freier.

„Nun? Wo sind denn die eurigen?“ fragte ich. „Noch immer nicht zurück?“

„Nein, noch nicht. Der Teufel weiß, wo sie so lange bleiben!“

Und fröhlich gingen wir daran, eine schlau erdachte Falle für Spatzen aufzustellen, für die ich Zwirn mitgebracht hatte. Den Zwirn gaben wir Marussja in die Hand und wenn ein unvorsichtiger Spatz, herangelockt von einem Körnchen, sorglos in die Falle geriet, zog Marussja an und der Deckel der Falle schlug über dem Vogel zu, dem wir darauf wieder die Freiheit gaben.

Sitzzwischen war es trübe geworden; eine dunkle Wolke hatte den Himmel überzogen, der Donner begann zu rollen und ein Regen rauschte herab. Anfangs war es mir zuwider, in die Höhle hinabzusteigen; dann aber, als ich mir vorstellte, daß Walek und Marussja doch immer dort wohnen, bezwang ich das unangenehme Gefühl und folgte ihnen. Unten war es dunkel und still; nur von oben hörte man

ein dumpfes Dröhnen des Donners, als rolle ein ungeheurer Wagen über eine große Brücke. Nach kurzer Zeit hatte ich mich aber an die Höhle gewöhnt und wir horchten aufmerksam darauf, wie die Erde die Ströme von Regen aufnahm; das Dröhnen des Donners, das Geplätscher des Regens hatte unsere Nerven erregt und eine Lebhaftigkeit in uns hervorgerufen, die einen Ausweg aus dem Innern suchte.

„Wollen wir Blindkuh spielen“ — forderte ich sie auf.

Mir wurden die Augen verbunden; Maruffia lachte ihr leises Lachen und trippelte mit ihren ungleichmäßigen Schritten auf dem Steinpflaster, während ich mir den Anschein gab, als könnte ich sie nicht fangen, bis ich plötzlich eine nasse Gestalt faßte und im nämlichen Augenblick fühlte, wie mich jemand am Bein angriff.

Eine starke Hand hob mich vom Boden auf und ich hing in der Luft mit dem Kopf nach unten. Das Tuch war von meinen Augen gefallen.

Tiburzy, naß und finster und um so schrecklicher, als ich von unten zu ihm aussah, hielt mich an den Füßen und rollte wild seine Augen.

„Was soll das sein?“ fragte er streng, Walek anblickend, „ihr verbringt ja hier die Zeit, wie ich sehe, recht lustig. Habt lustige Gesellschaft hier!“

„Lassen Sie mich los!“ rief ich und wunderte mich selbst, daß ich in solcher Lage noch reden konnte; doch die Hand Tiburzys hielt nur noch fester meinen Fuß unspannt.

„Responde! Antworte!“ wandte er sich nochmals streng an Walek, der in diesem schwierigen Falle da stand, zwei Finger im Munde haltend, als hätte er gar nichts zu sagen.

Ich bemerkte nur, mit welcher Theilnahme er mich, der ich wie ein Pendel in der Luft hin und her pendelte, betrachtete.

Pau Tiburzy hob mich auf und blickte mir ins Gesicht.

„He, he! Der Herr Richter, wenn mich meine Augen

nicht trügen. — Welchem Umstande verdanken wir eigentlich die Ehre Ihres Besuches?"

„Laß los!“ rief ich eigensinnig — „laß gleich los!“ und machte dabei eine instinktive Bewegung, als wollte ich mit dem Fuße stampfen; dadurch schaukelte meine Figur nur noch mehr in der Luft.

Tiburzy lachte.

„Oho—ho! der Herr Richter geruhen sich zu ärgern... Na, du kennst mich noch nicht. Ego Tiburzy sum. Ich will dich 'mal hier über dem Feuer langsam braten, wie ein Ferkel.“

Ich begann schon zu glauben, daß mir wirklich dieses Los bevorstehe — um so mehr, als die verzweifelungsvolle Gestalt Waleks den Gedanken eines solch' traurigen Ausganges voll- auf zu bestätigen schien. Zum Glück half Maruffja aus.

„Fürchte dich nicht, Wassja“ — ermutigte sie mich, sich Tiburzy nähernd. „Er bratet niemals Knaben — es ist nicht wahr!“

Tiburzy stellte mich mit einem Ruck auf die Beine und stützte mich, als ich fast umfiel, da mir der Kopf zu schwindeln begann; dann setzte er sich auf einen Holzstolz und zog mich zwischen seine Knie.

„Und wie bist du denn eigentlich hierher gekommen?“ verhörte er mich weiter.

„Schon seit lange? Antworte du!“ wandte er sich an Walek, da ich noch nicht antworten konnte.

„Ja, seit lange,“ erwiderte dieser.

„Seit wann?“

„Seit sechs Tagen.“

Diese Antwort schien Tiburzy zu freuen.

„Oho, seit sechs Tagen schon?“ sagte er, mich zu sich kehrend. „Sechs Tage sind eine lange Zeit. Und noch hast du niemand gegenüber geplaudert, wohin du gehst?“

„Nein.“

„Wirklich?“

„Niemandem“, wiederholte ich.

„Bene, schön! Folglich kann man voraussetzen, daß du auch weiterhin nicht plaudern wirst. Übrigens habe ich dich immer für einen ordentlichen Jungen gehalten, wenn ich dir auf der Straße begegnet bin. Ein echter Straßenjunge, wenn auch ein Richter . . . wirst du auch uns richten, sag' mal?“

Er sprach zwar in gutmütigem Tone; dennoch fühlte ich mich getroffen und beleidigt, und erwiderte ärgerlich:

„Ich bin gar kein Richter, ich bin Wassja!“

„Eines sührt nicht das andere, und Wassja kann auch ein Richter sein, wenn nicht jetzt, so später . . . Das ist schon eine alte Geschichte, Freund. Siehst du, ich bin Tiburzy, der dort — Walef. Ich bin ein Bettler, er ist's auch; und wenn man aufrichtig sein soll: ich stehle — und er wird auch stehlen. Dein Vater richtet mich, und du wirst einmal — ihn da richten!“

„Ich werde Walef nicht richten“, sagte ich finster, „das ist nicht wahr!“

„Er wird nicht!“ trat Marussja für mich ein, mit voller Überzeugung mich von dieser schrecklichen Anklage freisprechend.

Zutraulich schmiegte sie sich an diesen Menschen, der sie zärtlich an sich zog.

„Nun, das läßt sich nicht so von vornherein verneinen“ — sagte dieser seltsame Mensch, und wandte sich an mich mit einem Tone, als spräche er mit einem Erwachsenen: „Das sage nicht, Freund! Es ist eine alte Geschichte und immer so gewesen; jedem das Seine — suum cuique . . . Vielleicht ist es auch gut, daß dein Weg dich an uns vorüberführte. Für dich, Freund, mag es gut sein, weil es gut ist, in seiner Brust ein menschlich fühlendes Herz, statt eines grauen Steines zu haben — für jeden, verstehst du mich?“

Ich verstand zwar nichts von dem, was Tiburzy sagte, doch schaute ich ihm gespannt ins Gesicht. Die Augen Ti-

burzys blickten durchdringend auf mich und in ihnen war ein Etwas, das mir in mein tiefstes Innere drang.

„Freilich kannst du es noch nicht verstehen, du bist ja noch ein Kind . . . Daher will ich es dir denn kurz sagen, und du wirst vielleicht einmal der Worte des Philosophen Tiburzy gedenken: wenn du einmal diesen da wirst richten müssen, so denke daran, daß zu einer Zeit, wo ihr beide noch Kinder waret und zusammen spieltet — daß du schon damals in heißen Hosen und mit gefülltem Magen, er aber in geflickten Lappen und hungrigen Bauches herumlief . . . Übrigens, bevor das noch sein wird“ — unterbrach er sich, einen schroffen Ton annehmend — „höre mal erst, was ich dir sagen werde: wenn du dem Richter oder irgend jemand mit einer Silbe davon Mitteilung machen solltest, was du hier gesehen hast, so will ich nicht Tiburzy Drab sein, wenn ich dich nicht hier auf demselben Platz an den Beinen aufhänge und aus dir einen geräucherten Schinken mache. Das hast du hoffentlich verstanden?!“

„Ich . . . ich will es niemand sagen. — Darf ich wiederkommen?“

„Komm, ich erlaub' es dir . . . sub conditione . . . doch du bist noch zu dumm und verstehst kein Latein. Vom Schinken merke dir das!“

Er ließ mich los und streckte sich auf einer Bank aus, die an der Wand stand.

„Nimm dort“ — sagte er zu Walek, auf einen Korb weisend, den er an der Schwelle hingestellt hatte — „und mach ein Feuer an; wir wollen heute Mittag kochen.“

Jetzt war es schon ein anderer Mann, als derjenige, der mich vor einigen Minuten, die Augen wild rollend, geschreckt hatte, oder als der Hanswurst, der auf der Straße die Leute amüsierte, um sich ein paar Groschen zu erbetteln. Jetzt war er der Herr und das Haupt der Familie, der von der „Arbeit“ zurückgekommen war und nun seinen Hausgenossen Befehle erteilte.

Er schien sehr ermüdet. Seine Kleider waren naß, ebenso auch sein Gesicht; die Haare klebten an der Stirn und in der ganzen Gestalt drückte sich eine schwere Ermattung aus. Zum erstenmal sah ich diesen Ausdruck in dem Antlitz des Redners der städtischen Trinkhallen, und dieser Anblick — der gewissermaßen den Schauspieler hinter den Coulissen zeigte, der ermüdet von der schweren Rolle ausruhte, die er eben erst hatte auf der Scene des Lebens spielen müssen — machte mir mein Herz schwer. — Das war auch einer jener nachhaltig wirkenden Aufschlüsse, die ich hier in der alten Uniatenkapelle empfang.

Walek und ich machten uns schnell an die Arbeit. Er zündete einen Rienspan an und dann gingen wir in den dunklen Korridor, wo in einer Ecke Stücke halbvermoderten Holzes, zerbrochene Kreuze und alte Bretter lagen; von diesem Borrath nahmen wir einige Stücke, stellten sie in den Kamin und bald prasselte darin ein lustiges Feuer. Jetzt mußte ich zurücktreten und Walek bereitete mit kundiger Hand das Essen. In einer halben Stunde schon begann es im Topfe zu brodeln und nicht allzu lange darauf stellte Walek auf einen Tisch eine Pfanne mit dampfendem Fleische auf.

Tiburzy erhob sich.

„Ist es fertig?“ fragte er. „Herrlich. Komm, Kleiner, setz dich zu uns, du hast dir dein Mittagessen redlich verdient . . . Domine!“ — rief er den Professor an — „laß die Nadel, setz dich zu Tisch!“

„Gleich“, sagte mit leiser Stimme der Professor, mich in Staunen setzend durch diese bewußte Antwort.

Übrigens äußerte sich sein Bewußtsein, soweit es durch die Stimme Tiburzys geweckt war, durch nichts mehr. Er steckte die Nadel in das Kleidungsstück und setzte sich gleichgültig mit trübem Blick auf einen der Holzklöße, die hier die Stühle vertraten.

Maruffja saß auf den Knien Tiburzys. Sie und Walek aßen mit einem Heißhunger, aus dem ich schließen konnte,

daß Fleisch für sie eine große Seltenheit sei. Maruffja lecte sogar ihre kleinen fettigen Fingerchen ab.

Tiburzy aß langsam und wandte sich häufig an den Professor. Der arme Gelehrte offenbarte bei dieser Unterhaltung große Aufmerksamkeit und lauschte mit so vernünftigem Ausdruck, als verstände er ein jedes Wort.

„So wenig, Domine, braucht doch ein Mensch —“ sagte Tiburzy — „Nicht wahr? Da sind wir auch schon satt und müssen Gott und dem Klewanschen Kapelan dafür danken . . .“

„Sm!“ bemerkte der Professor.

„Du begreifst sicher nicht, was damit der Klewansche Kapelan zu thun hat . . . Indessen, wäre der Kapelan nicht gewesen, so hätten wir weder den Braten noch manches andere . . .“

„Hat er's Ihnen gegeben?“ fragte ich.

„Dieser Kleine, Domine, ist recht wißbegierig —“ fuhr Tiburzy fort, sich noch immer an den Professor wendend — „Se. Hochwürden gaben es uns wirklich, obwohl wir ihn nicht einmal darum gebeten haben, und wohl nicht nur die linke Hand wird nichts davon gewußt haben, was die rechte gab, sondern auch diese selbst mag nichts davon geahnt haben . . . Iß, Domine, iß!“

Aus dieser Rede konnte ich nur darauf schließen, daß die Art des Erwerbs keine ganz gewöhnliche gewesen war, und fragte nochmals:

„Sie haben es also — selbst genommen?“

„Der Kleine ist nicht dumm!“ — fuhr Tiburzy wie früher fort — „nur schade, daß er den Kapelan nicht hat sehen können. Sein Bauch ist wie eine Tonne und muß ihm das übermäßige Essen daher recht schädlich sein. Indes leiden wir hier alle an übermäßiger Magerkeit und kann uns daher etwas Eßvorrat nicht gerade schaden . . . Hab ich recht, Domine?“

— „Sun, hm!“ — murmelte wieder der Professor vor sich hin.

„Nun, sehen Sie! Diesmal haben Sie Ihre Meinung sehr richtig ausgesprochen, sonst hätte ich fast geglaubt, daß der Kleine mehr Verstand hat, als gewisse Gelehrte . . . Um jedoch wieder auf den Kapelan zu kommen, so glaube ich, daß die Lehre des Lohnes wert war, und auf diese Art können wir denn sagen, daß der Esvorrat gekauft ist: wenn er jetzt an seine Vorratskammer festere Thüren macht, so sind wir auch quitt . . . Übrigens“, wandte er sich plötzlich an mich, „bist du auch noch recht dumm, und verstehst manches nicht. Sie versteht es aber schon: sag mal, meine Maruffja, habe ich recht gethan, daß ich dir diesen Braten gebracht habe?“

„Ja!“ sagte sie, ihre Augen zu ihm aufschlagend, „Maruffja war hungrig.“

Am Abend dieses Tages kehrte ich nachdenklich nach Hause zurück. Die seltsamen Reden Tiburzys hatten in mir die Überzeugung, daß „Stehlen schlecht“ sei, nicht wankend gemacht.

Nur das schmerzhafteste Gefühl, das ich schon früher empfunden, hatte sich verschärft. Bettler . . . Diebe . . . heimat- und obdachlos. Von meiner Umgebung hatte ich immer gehört, daß mit diesen Begriffen ein Gefühl der Verachtung verbunden sei. Ich fühlte sogar, daß sich in meinem Inneren die Bitterkeit dieses nämlichen Gefühls erhob; ich kämpfte aber dagegen an und ließ das Gefühl der Zuneigung sich nicht mit diesem Gefühl vermengen. Das Resultat dieses Prozesses, der in meinem Inneren vorging, war, daß meine Teilnahme zu Walek und Maruffja sich vergrößerte, die Zuneigung aber nicht schwand. Der Satz „Stehlen ist schlecht“ blieb in mir unberührt; wenn in meiner Vorstellung aber das Gesichtchen meiner jungen Freundin erstand, die an ihren Fingern leckte, freute ich mich an ihrer und an Waleks Freude.

In der dunklen Allee des Gartens traf ich zufällig auf meinen Vater. Wie gewöhnlich, schritt er finster mit gesenktem Haupte und trübem Blick. Als ich ihn erreichte, ergriff er mich an der Schulter.

„Woher kommst du?“

„Ich . . . spazierte.“

Er blieb stehen und blickte mich aufmerksam an, doch sein Blick wurde wieder trübe und mit der Hand abwinkend, ging er weiter. Ich glaube, schon damals verstanden zu haben, was dieser Wink bedeutete: „Ach, es ist alles, alles gleich! — Sie ist ja doch nicht mehr da! . . .“

Es mag wohl die erste Klüge in meinem Leben gewesen sein.

Ich fürchtete mich immer vor meinem Vater, jetzt aber noch mehr, als sonst. Jetzt trug ich in mir eine ganze Welt von dunklen Fragen und Gefühlen. Konnte er mich verstehen? Konnte ich sie ihm gestehen, ohne meine Freunde zu verraten? Ich zitterte bei dem Gedanken, er könne etwas über meine Bekanntschaft mit der „schlechten Gesellschaft“ erfahren, doch diese Gesellschaft, Walek und Marussja zu verraten, war ich nicht imstande. Zudem kam auch noch eine „Prinzipienfrage“ ins Spiel: wenn ich sie verraten hätte, indem ich mein gegebenes Wort brach, so würde ich, wenn ich ihnen begegnete, das Auge nicht frei von Scham zu ihnen erheben können.

8. Im Herbst.

Der Herbst kam heran. Auf dem Felde wurde gemäht, das Korn wurde geschnitten, die Blätter auf den Bäumen fingen an gelb zu werden. Zugleich begann unsere Marussja zu kränkeln.

Sie klagte nicht, magerte nur schrecklich ab; ihr Gesicht wurde immer klarer und dünner, die Augen trübe. Sie schienen größer geworden zu sein; die Augenlider konnte sie nur mühsam heben.

Jetzt durfte ich kommen, ohne mich durch die Anwesenheit der Glieder der Gesellschaft genieren zu lassen. Ich hatte mich an sie vollkommen gewöhnt und fühlte mich auf dem Berge bald ganz heimisch.

„Du bist ein guter Junge und wirst einmal ein guter General werden!“ sagte zuweilen Turlewitsch.

Die jüngeren Leute machten mir Pfeile und Bogen; der hohe Junker mit der roten Nase warf mich in die Luft wie einen Ball und fing mich auf und lehrte mich Gymnastik. Nur der „Professor“ und Lawronski schienen meine Anwesenheit gar nicht zu bemerken. Der „Professor“ war wie gewöhnlich in Nachdenken vertieft, und Lawronski mied in nüchternem Zustande überhaupt menschliche Gesellschaft und verbarg sich in den Winkeln.

Alle diese Leute wohnten getrennt von Tiburzy, der mit seiner „Familie“ die beschriebene Höhle bewohnte. Die anderen Mitglieder der Gesellschaft wohnten in ebensolch einer Höhle, die nur etwas größer und von jener durch einige Korridore getrennt war. Dort war weniger Luft und noch mehr Feuchtigkeit und Dunkel. An den Wänden standen Bänke und Holzflöße; auf den ersteren lagen Haufen von allerlei Lumpen, welche die Betten vertraten. In der Mitte, in besserer Beleuchtung, stand eine Hobelbank, auf der zuweilen Pan Tiburzy oder sonst jemand von der Gesellschaft Tischlersachen arbeitete. Unter ihnen war auch ein Schuster und ein Korbmacher, doch außer Tiburzy waren es entweder nur Dilettanten oder solche Leute, deren Hände zu sehr zitterten, als daß sie gut hätten arbeiten können. Hier war es schmutzig und unordentlich, obgleich Tiburzy manchmal deshalb schalt und manchmal den Bewohnern anbefahl im düsteren Raum Ordnung zu schaffen und zu säubern.

Ich ging selten hin, da ich mich nicht an die dumpfe, schwere Luft gewöhnen konnte und außerdem hier in seinen nüchternen Momenten Lawronski sich aufhielt. Er saß hier gewöhnlich auf der Bank, das Gesicht in den Händen ver-

bergend, mit verwirrten Haaren oder er ging mit raschen Schritten von Wand zu Wand. Ich konnte diese düstere Gestalt nicht ansehen; sie wirkte zu schwer auf meine Nerven. Seine anderen Mitbewohner hatten sich schon längst an ihn und seine Seltsamkeiten gewöhnt. Zuweilen ließ ihn Pan Turkwitsch Bittschriften oder scherzhafte Pasquille, die später an Laternenpfosten angehängt wurden, ins Reine umschreiben. Lawronski setzte sich dann gehorsam an den Tisch in dem Zimmer Tiburzy's und schrieb stundenlang mit seiner gleichmäßigen, schönen Handschrift an dem Verlangten. Zweimal sah ich, wie man ihn besinnungslos betrunken in die Höhle schleppte. Der herabhängende Kopf des Unglücklichen schwankte von einer Seite zur anderen, die Füße schleiften nach und schlugen von Stufe zu Stufe an, auf dem Gesichte stand der Ausdruck tiefen Leides, über die Wangen rollten Thränen herab. Ich und Maruffja sahen schüchtern und furchtsam solchen Scenen aus der entferntesten Ecke zu; Walek bewegte sich ganz furchtlos zwischen den Erwachsenen, ihnen helfend, und bald den Fuß, bald den Kopf des hilflosen Lawronski stützend.

Alles, was mich früher an diesen Leuten hatte lachen machen und, wie in einer Cirkusvorstellung die Schwänke des Clowns, interessiert hatte, erschien mir hier hinter den Coullissen in seiner richtigen, ungeschminkten Gestalt und belastete schwer mein kindliches Herz.

Tiburzy war hier eine unanfechtbare Autorität. Er hatte diese unterirdischen Höhlungen entdeckt; er war hier Herr und alle seine Befehle wurden erfüllt. Daher erkläre ich es mir auch, daß niemand von all' diesen Leuten sich jemals unehrerbietig an mich gewandt hatte. Jetzt allerdings weiß ich, daß dort kleinliches Laster, Verbrechen und Schmutz herrschten; doch wenn jetzt in meiner Vorstellung jene Leute und die Bilder jener Vergangenheit, wie von einer Nebelhülle umgeben, erstehen, so erschaue ich nur die Blüthe schwerer Tragik, tiefen Leides und großen Unglücks an ihnen.

Die Kindheit, die Jugend — das sind die Quellen des Idealismus!

Der Herbst trat mehr und mehr in seine Rechte. Der Himmel bedeckte sich mit immer dichterem Wolkenhülle; die Umgebung der Stadt versank ganz in einer feuchten Nebelhülle; Ströme von Regen ergossen sich auf die Erde, dumpf widerhallend in den unterirdischen Räumen.

Mir war es nicht leicht, bei solchem Unwetter das Haus zu verlassen. Übrigens war meine Haupt Sorge darauf gerichtet, unbemerkt zu ent schlüpfen; wenn ich durchnäßt zurückkam, hing ich selbst meine Kleider zum Trocknen vor den Kamin und ging zu Bett, philosophisch stillschweigend unter dem Hagel von Scheltworten, die dem Munde der Wärterin und der Mägde entströmten.

Jedesmal, wenn ich zu meinen Freunden kam, bemerkte ich, wie sich Maruffja veränderte. Jetzt ging sie schon gar nicht mehr an die Luft und der „graue Stein“ — das dunkle schweigsame Gewölbe unter der Erde — setzte seine Arbeit ununterbrochen fort, dem jungen Geschöpf seine Lebenskräfte auszusaugen. Den größten Teil des Tages verbrachte das Mädchen im Bett, und Walek und ich strengten alle unsere Kräfte an, um sie zu zerstreuen und ihr leises Lachen herauszulocken.

Jetzt, nachdem ich mich schon vollkommen in diese schlechte Gesellschaft eingelebt hatte, war mir das traurige Lächeln Maruffjas ebenso lieb, wie das helle Lachen meiner Schwester; nur hier warf mir niemand meine Verborbenheit vor, hier war keine stets zankende Wärterin, hier war ich zu brauchen, hier fühlte ich, daß mein jedesmaliges Erscheinen das Gesicht des kleinen kranken Mädchens mit der Röthe der Freude überzog. Walek umarmte mich wie einen Bruder und selbst Tiburzy betrachtete uns drei mit seltsamen Blicken, und in seinen Augen glaubte ich manchmal etwas wie eine Thräne zu sehen.

Der Himmel hatte sich wieder einmal aufgeheitert; die

letzten Wolken waren verschwunden und über der trocknenden Erde leuchteten — wohl zum letztenmale vor dem Anbruch des Winters, warme Sonnenstrahlen.

Jeden Tag trugen wir Marussja nach oben, und hier schien sie etwas aufzuleben. Sie blickte um sich mit weitgeöffneten Augen; ihre Wangen röteten sich; der Wind, der sie mit seinem erfrischenden Flügelschlage umfächelte, schien ihr die Tropfen Lebenssaft wiederzugeben, die ihr der „graue Stein“ geraubt hatte. Doch das dauerte nicht lange.

Inzwischen sammelten sich auch über meinem Haupte gewitterschwangere Wolken.

Als ich einmal wie gewöhnlich durch die Alleen des Gartens schlich, erblickte ich in einer von ihnen meinen Vater, und neben ihm den alten Janusch aus dem Schlosse. Schmeichlerisch und knechtisch sprach er zu meinem Vater, der vor Ungeduld die Stirn runzelte. Endlich hielt es ihn nicht länger, er streckte die Hand vor, als wolle er Janusch beiseite schieben, und rief:

„Gehen Sie weg, Sie sind nur ein altes Klatschmaul!“

Der Alte blieb erst unschlüssig stehen, dann lief er meinem Vater voraus und stellte sich ihm wieder in den Weg. Die Augen des Vaters glänzten zornig. Janusch sprach leise und seine Worte konnte ich nicht hören, doch abgebrochene Phrasen meines Vaters hörte ich deutlich.

„Nichts glaube ich . . . Was wollen Sie von diesen Leuten haben? Wo sind die Beweise? . . . Mündliche Denunziationen beachte ich nicht, schriftliche Anklagen müssen Sie beweisen können . . . Schweigen Sie! Das ist meine Sache! . . . Ich will auch nichts davon hören!“

Endlich schob er mit solcher Entschiedenheit Janusch beiseite, daß dieser ihn nicht mehr aufhalten durfte; mein Vater kehrte um, und ich lief zur Gartenthür.

Ich liebte den Alten vom Schlosse nicht, und jetzt erzitterte mein Herz in ungewisser Ahnung. Ich begriff, daß

die Unterhaltung, die ich gehört hatte, sich auf meine Freunde und vielleicht auch auf mich beziehe.

Tiburzy, dem ich davon erzählte, war sehr unruhig:

„O, Kleiner — das ist eine sehr dumme Geschichte! . . . Der alte Fuchs!“

„Mein Vater hat ihn weggejagt“, sagte ich, um ihn zu trösten.

„Dein Vater ist seit Salomo der weiseste Richter . . . Weißt du aber, was ein curriculum vitae ist? Natürlich nein! Aber eine Dienstliste kennst du?“

„Nun, siehst du — ein curriculum vitae ist die Dienstliste eines solchen Menschen, der in keinem Dienste gestanden hat, und wenn der alte Maulwurf etwas herausgekratzt hat und deinem Vater es schwarz auf weiß zustellen kann, so — na, dann möchte ich wahrhaftig dem Richter nicht in die Hände fallen.“

„Ist er denn so böse!“ fragte ich, Waleks Meinung über meinen Vater gedenkend.

„Nein, nein, Kind! Glaube das nicht von deinem Vater. Dein Vater hat ein Herz; vielleicht weiß er schon jetzt alles, was ihm Janusch sagen will, doch er schweigt, er hält es für unnütz, ein altes zahntloses Tier aufzuhezen von seinem letzten Lager . . . Doch, Kleiner, wie soll ich's dir erklären? Dein Vater dient einem Herrn, und dessen Name lautet — Gesetz.“

„Er hat Augen und ein Herz, solange das Gesetz im Pulte schläft; wenn dieser Herr aber aufwacht und zu deinem Vater sagt: „Nun, Herr Richter, sollten wir uns nicht an Tiburzy Drab oder wie er sonst heißen mag, machen?“ — so verschließt er sein Herz von diesem Augenblicke an und seine Hände werden fest, und eher wird sich die Welt auf den Kopf stellen, als Tiburzy Drab sich seinen Händen entwinden . . . Verstehst du das, Kleiner? . . . Und darum achten wir deinen Vater noch mehr, weil er ein treuer Diener seines Herrn ist und solche Leute selten sind. Hätte das

Gesetz nur solche Diener, dann könnte es in seinem Pult ruhig schlafen und brauchte nie zu erwachen. . . Die Sache ist die, daß ich einmal mit diesem Gesetz einen Streit gehabt habe — ach, Kleiner, einen großen, großen Streit!"

Bei diesen Worten stand Tiburzy auf, nahm Marussja auf seine Arme, ging in die entfernte Ecke und begann sie zu küssen, seinen häßlichen Kopf an ihrer Brust versteckend. Ich blieb stehen und stand lange in derselben Lage unter dem Eindrucke der seltsamen Reden des seltsamen Menschen. Trotz der dunklen Einkleidung der Erklärungen erfaßte ich doch ihren Sinn, und die Gestalt meines Vaters wuchs in meiner Vorstellung, ward groß und ward mir so traut und lieb. Zugleich wuchs aber auch das alte bittere Gefühl in mir: „So ist er also" — dachte ich — „und dennoch liebt er mich nicht!"

9. Die Puppe.

Die hellen Tage waren vergangen und Marussja fühlte sich wieder schwächer. Auf alle unsere Bemühungen, sie zu zerstreuen, blickte sie gleichmütig mit ihren großen, tiefumränderten, unbeweglichen Augen; und schon längst hatten wir ihr Lachen nicht mehr gehört. Ich begann all mein Spielzeug zu ihr in die Höhle zu tragen, doch auch dieses konnte das Mädchen nur kurze Zeit in Anspruch nehmen. Da entschloß ich mich, meine Schwester Sonja mit einer Bitte anzugehen.

Sonja hatte eine große Puppe mit grell bemaltem Gesicht und üppigem Flachshaar — ein Geschenk meiner verstorbenen Mutter. Auf diese Puppe setzte ich große Hoffnungen, und daher rief ich meine Schwester in eine Seitenallee und bat sie, mir die Puppe auf einige Zeit zu leihen. Ich bat sie so eindringlich, beschrieb ihr mit so lebhaften Farben das arme franke Mädchen, das niemals eigenes Spielzeug besessen hätte, daß Sonja, die anfangs die Puppe an sich zog, sie mir endlich gab und versprach, zwei bis drei Tage mit

ihrem anderen Spielzeug zu spielen, und von der Puppe nichts zu erwähnen.

Die Wirkung der schön gekleideten Puppe auf unsere kleine Kranke übertraf alle meine Erwartungen: Maruffja, die wie eine Blume im Herbst zu welken begann, lebte wieder auf. Sie umarmte mich so kräftig und lachte wieder hell auf, wenn sie sich mit ihrer neuen Freundin unterhielt. Die kleine Puppe hatte ein Wunder gethan: Maruffja, die schon längst nicht mehr das Bett hatte verlassen können, begann wieder zu gehen, ihre blondlockige Tochter an der Hand mit sich führend, und mit ihren kleinen schwachen Füßchen zu trippeln.

Dafür bereitete mir die Puppe manche Unruhe. Zunächst begegnete ich, als ich sie an meiner Brust versteckt davontrug, auf meinem Wege zum Berge Janusch, der mir lange nachschaute und mit dem Kopf schüttelte. Sodann bemerkte nach einigen Tagen die Wärterin das Fehlen der Puppe und begann sie in allen Ecken zu suchen. Sonja versuchte sie zu beruhigen, doch mit ihrer naiven Bemerkung, sie brauche sie nicht, die Puppe sei spazieren gegangen und werde bald zurückkommen, rief sie nur das Staunen der Alten hervor und ließ bei ihr den Gedanken aufkommen, daß hier nicht ein einfacher Verlust vorliege. Der Vater wußte noch nichts davon, doch bei ihm war wieder Janusch gewesen und mit noch größerem Zorn verjagt worden; am nämlichen Tage traf mich mein Vater im Garten, als ich ausgehen wollte, und befahl mir, zu Hause zu bleiben. Am nächsten Tage wiederholte sich daselbe, und erst nach vier Tagen konnte ich früh am Morgen, als er noch schlief, von dannen eilen.

Auf dem Berge standen die Sachen auch schlimm. Maruffja lag wieder zu Bett und fühlte sich schlechter. Ihr Gesicht glühte, die blonden Haare lagen unordentlich auf dem Kissen; sie erkannte niemand. Neben ihr lag die fatale Puppe mit ihren roten Backen und den dummen glänzenden Augen.

Ich theilte Walek meine Besorgnisse mit, und wir fanden, daß die Puppe zurückgebracht werden müsse, was um so leichter ausführbar erschien, als Maruffja das Fehlen derselben gar nicht bemerken würde. Doch wir hatten uns geirrt: kaum hatte ich die Puppe leise aus den Händen des fast bewußtlosen Mädchens genommen, als es die Augen öffnete, mit trübem Blick vor sich hinblickte, ohne mich zu sehen, ohne zu begreifen, was mit ihm vorgehe, und leise zu weinen begann — so leise und herzergreifend, und auf seinem kleinen schmalen Gesichtchen war ein Ausdruck so tiefer Trauer zu lesen, daß ich die Puppe sofort wieder an ihren alten Platz zurück legte.

Das Mädchen lächelte, drückte die Puppe an sich und beruhigte sich. Ich begriff, daß ich meiner kleinen Freundin die erste und letzte Freude ihres kurzen Lebens zu rauben im Begriff gestanden hatte.

Walek blickte schüchtern auf mich.

„Wie nun?“ fragte er traurig.

Tiburzh, der auf der Bank traurig mit gesenktem Haupte darsaß, blickte auch fragend auf mich. Daher that ich so, als ob mich gar keine Sorge drücke, und sagte:

„Thut nichts! Die Wärterin wird die ganze Geschichte wahrscheinlich schon vergessen haben.“ Doch die Alte hatte sie nicht vergessen. Als ich diesesmal nach Hause kam, begegnete mir an der Gartenthür wieder Janusch; Sonja hatte verweinte Augen; die Wärterin warf mir einen bitterbösen Blick zu und brummte etwas mit ihrem zahnlosen Munde.

Der Vater fragte mich, wo ich gewesen wäre, und als er aufmerksam meine gewöhnliche Antwort vernommen hatte, wiederholte er mir den Befehl, ohne seine Erlaubnis das Haus nicht zu verlassen. Der Befehl war kategorisch und sehr bestimmt ausgesprochen; ihm nicht zu gehorchen, wagte ich nicht, wagte aber auch andererseits nicht, den Vater um Erlaubnis zu bitten.

Vier Tage waren wieder vergangen. Ich ging traurig

durch den Garten und blickte sehnsüchtig in die Richtung zum Berge, außerdem noch den Ausbruch des Gewitters erwartend, das sich über meinem Haupte zusammenzog. Was es sein würde, wußte ich nicht, doch auf meinem Herzen lastete es schwer. Mich hatte man in meinem Leben nie bestraft; der Vater hatte mich nie angerührt, und auch nie hatte ich von ihm ein grobes Wort gehört. Jetzt lag es wie eine schwere Ahnung auf mir.

Endlich rief man mich zum Vater ins Kabinett. Ich trat ein und blieb an der Schwelle stehen. Durch das Fenster blickte die kalte Herbstsonne herein.

Der Vater saß eine Zeitlang unbeweglich vor dem Porträt der Mutter und wandte sich nicht nach mir um. Ich hörte das unruhige Klopfen meines Herzens.

Endlich drehte er sich um. Ich hob die Augen und senkte sie gleich wieder. Das Antlitz des Vaters schien mir schrecklich. Es vergingen einige Augenblicke, und während dieser Zeit fühlte ich den Blick meines Vaters schwer, durchdringend auf mir ruhen.

„Hast du von der Schwester die Puppe genommen?“

Diese Worte fielen plötzlich, deutlich und scharf, sodaß ich zusammenzuckte. „Ja“, sagte ich leise.

„Weißt du, daß die Puppe ein Geschenk der Mutter war, das dir so heilig sein sollte, wie ein Heiligtum! . . . Du hast sie gestohlen?“

„Nein“, sagte ich, den Kopf erhebend.

„Wie nein?“ rief der Vater plötzlich, den Stuhl fortschiebend. „Du hast sie gestohlen und fortgebracht . . . Wem hast du sie gebracht? Sprich!“

Er trat schnell an mich heran und legte mir seine Hand schwer auf die Schulter. Ich hob mühsam meinen Kopf und blickte auf. Das Gesicht des Vaters war bleich. Die Falte des Schmerzes, die seit dem Tode der Mutter sich zwischen den Brauen gebildet hatte, trat jetzt nur noch deutlicher vor, und seine Augen glänzten zornig und düster. Ich

schauderte zusammen. Aus diesen Augen, den Augen des Vaters, sprühte auf mich, wie mir schien, Wahnsinn oder Haß.

„Nun, sprich!“ — und seine Hand, die auf meiner Schulter ruhte, wurde noch schwerer.

„Ich kann es nicht sagen!“ — sagte ich leise.

„Du wirst es sagen!“ rief er, und aus seiner Stimme klang eine verhaltene Drohung.

„Nein!“ — sagte ich noch leiser.

„Du wirst es sagen!“

Er wiederholte diese Worte mit einem Tone, als verursachten sie ihm Schmerz. Ich fühlte seine Hand zittern und mir schien, als könnte ich hören, wie der Zorn ihm in der Brust kochte. Noch niedriger ließ ich meinen Kopf sinken, und eine Thräne nach der andern fiel aus meinen Augen, doch kaum hörbar wiederholte ich:

„Ich kann es nicht sagen, nie, nie . . .“

In diesem Augenblicke war ich ganz der Sohn meines Vaters. Er würde nie die Antwort von mir erhalten haben — nie, nie! Aus meinem Innern erhob sich, seinen Drohungen entgegen, ein Gefühl der Kränkung, der Verlassenheit und ein Gefühl warmer Liebe zu denen, die ich ver-raten sollte. — Der Vater atmete schwer. Thränen brau-ten auf meinen Wangen. Ich wartete.

Das Gefühl wiederzugeben, das mich in diesem Augenblick beherrschte, ist schwer. Ich wußte, daß in seiner Brust Wut kochte und daß im nächsten Augenblick mein schwacher Körper hilflos unter den Streichen seiner starken Hand zucken werde. Was wird er mit mir thun? Mich von sich stoßen, schla-gen? Doch mir scheint jetzt, daß ich das nicht gefürchtet habe . . . Selbst in diesem Augenblick liebte ich diesen Mann und fühlte zugleich, daß er durch einen Schlag in seiner Wut, diese meine Liebe zerschlagen würde, daß ich dann, so lange ich leben sollte, bei ihm und später, immer, immer in meinem Herzen jenen flammenden Haß nähren würde, der in diesem Augenblick aus seinen Augen funkelte.

Jetzt hatte ich aufgehört, ihn zu fürchten; in meinem Herzen wurde der Wunsch rege, ihn herauszufordern durch Redlichkeit. Ich wünschte, glaube ich, selbst, die Katastrophe möge bald hereinbrechen. Wenn schon, dann . . . desto besser, ja, ja, desto besser . . . desto besser . . .

Der Vater atmete schwer. Ich sah nicht mehr auf ihn und hörte nur dieses schwere, ununterbrochene, häufige Atmen. Hatte er die Mut, die ihn bezwungen, selbst überwältigt oder hatte sie einen Ausfluß gefunden dank dem eben eintretenden Umstande — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß in diesem kritischen Augenblick am offenen Fenster die rauhe Stimme Tiburzy's erklang: „He! Mein armer kleiner Freund!“

„Tiburzy ist da“ — blitzte es mir durch den Kopf; doch sein Erscheinen machte auf mich gar keinen Eindruck. Ich war ganz in Erwartung versunken und fühlte sogar, wie die Hand meines Vaters auf meiner Schulter zuckte; ich stellte mir auch gar nicht vor, daß das Erscheinen Tiburzy's oder irgend etwas anderes von außen her zwischen mich und meinen Vater treten könnte, etwas, das aus dem Wege räumen könnte, was ich für unentrinnbar hielt und in Furcht und Redlichkeit sogar herbeiwünschte.

Indessen hatte Tiburzy schnell die Thür geöffnet, war auf der Schwelle stehen geblieben und fixierte uns beide mit seinen durchdringenden Blicken.

Ich erinnere mich bis jetzt der geringsten Kleinigkeit dieser Scene. Für einen Augenblick leuchtete es in den grünlichen Augen Tiburzy's hämisch auf, doch nur für einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf, und aus seiner Stimme klang Trauer statt der gewöhnlichen Fronie:

„Aha, ich finde meinen kleinen Freund in schwieriger Lage . . .“

Der Vater empfing ihn mit ernstem, drohendem Blick, den Tiburzy ruhig aushielt. Jetzt war er ernst, nicht der Hanswurst der Stadt, und seine Augen blickten traurig drein.

„Herr Richter,“ sagte er weich, „Sie sind ein gerechter

Mann . . . Lassen Sie das Kind. Der Kleine ist in schlechter Gesellschaft gewesen, doch, Gott weiß, er hat nichts Schlechtes gethan, und wenn er sich zu meinem armen Kinde hingezogen gefühlt hat, so, bei Gott, lassen Sie mich hängen, doch ich kann es nicht zulassen, daß er dafür leide. Hier ist deine Puppe, Kleiner! . . .“

Er zog aus einem Tuch die Puppe heraus.

Die Hand meines Vaters, die meine Schulter krampfhaft gefaßt hielt, öffnete sich. Auf seinem Gesichte äußerte sich Erstaunen. „Was heißt das?“ fragte er endlich.

„Lassen Sie den Knaben“ — wiederholte Tiburzy und seine breite Hand streichelte leicht und lieblosend mein gesenktes Haupt. „Mit Drohungen werden Sie bei ihm nichts erreichen; ich will Ihnen alles gern freiwillig erzählen, was Sie zu wissen wünschen. Kommen Sie, Herr Richter, in ein anderes Zimmer!“

Der Vater, der ihn erstaunt zuhörte, folgte ihm. Sie beide waren hinausgegangen und ich war allein zurückgeblieben — von den Gefühlen bedrückt, die mein Herz zum Zerspringen erfüllten. Ich gab mir in diesem Augenblicke über nichts Rechenschaft und wenn ich mich bis jetzt aller Details dieser Scene erinnere, wenn ich mich noch erinnern kann, daß am geöffneten Fenster die Sperlinge zwitscherten und von jenseits des Flusses die gleichmäßigen Schläge von Rudern hörbar waren, so ist das einfach eine mechanische Funktion des Gedächtnisses. Damals lebte nichts davon in mir: nur ein kleiner Knabe war da, in dessen Herzen zwei Gefühle herrschten: Zorn und Liebe — so stark stritten diese um die Herrschaft, daß sein Herz sich erregte und aufbrauste, wie ein Brausepulver beim Zusammen gießen seiner chemischen Bestandteile. Solch ein Knabe war es, und dieser Knabe war ich, und ich selbst bedauerte mich — ja, und noch waren da zwei Stimmen, die undeutlich und doch lebhaft an mein Ohr schlugen . . .

Ich stand noch auf demselben Fleck, als sich die Thür

des Kabinetts öffnete und beide Männer herausstraten. Wieder fühlte ich auf meinem Kopfe eine Hand ruhen und erzitterte. Es war die Hand des Vaters, die zärtlich mein Haar streichelte.

Tiburzy nahm mich auf seine Arme und setzte mich im Beisein meines Vaters zu sich auf die Kniee.

„Komm zu uns,“ sagte er, „dein Vater hat es erlaubt; nimm Abschied von meinem Mädchen. Sie . . . sie ist tot!“

Seine Stimme zitterte, er blinzelte seltsam mit den Augen, stand aber sofort auf, stellte mich hin und verließ rasch das Zimmer.

Ich hob meinen Blick fragend zum Vater. Jetzt stand vor mir ein anderer Mensch, doch eben in diesem fand ich etwas Verwandtes, was ich vergebens in jenem gesucht hatte. Er blickte auf mich — nachdenklich wie gewöhnlich, doch in diesem Blick las ich Staunen und stumme Frage. Der Sturm, der eben über uns hinweggefaust war, hatte den Nebel gehoben, der die Seele des Vaters verhüllt hatte — seinen liebenden, glütigen Blick . . . und der Vater erkannte im Sohn erst jetzt die bekannnten Züge des eigenen Kindes.

Ich ergriff treuherzig seine Hand und sagte: „Ich habe sie ja nicht gestohlen . . . Sonja gab sie mir . . . auf einige Zeit.“

„Ja,“ sagte er nachdenklich, „ich weiß . . . Ich bin der Schuldige, mein Sohn, und du wirst suchen zu vergessen, nicht wahr?“

Ich ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen. Ich wußte, daß er jetzt niemals mehr mit jenen schrecklichen Blicken auf mich schauen werde, wie einige Minuten vorher, und die lange zurückgehaltene Liebe ergoß sich nun in mächtigem Strom. Jetzt fürchtete ich ihn schon nicht mehr.

„Du erlaubst mir, auf den Berg zu gehen?“ fragte ich, der Einladung Tiburzys gedenkend.

„Ja, geh, mein Kind, geh, nimm Abschied,“ sagte er zärtlich, doch noch immer mit dem Ausdruck des Zweifels in der Stimme. „Ja . . . doch übrigens, warte ein wenig!“

Er ging in sein Schlafgemach und als er nach einigen Minuten herauskam, übergab er mir einige Papiere.

— „Gieb das . . . Tiburzy. Sage ihm, ich bäte ihn sehr — hörst du — ich bäte ihn sehr, dieses Geld von dir anzunehmen. Hast du verstanden? Und dann sage noch“ — fügte zögernd der Vater hinzu — „sage ihm, wenn er hier einen . . . Fedórowitsch kenne, so solle er diesem Fedórowitsch raten, unsere Stadt lieber zu meiden. Setzt geh, mein Kind, geh rasch!“

Ich holte Tiburzy auf dem Berge ein und richtete meine Bestellung an ihn aus, genau wie es mir der Vater aufgetragen hatte. „Der Vater bittet sehr“ . . . und zwang ihm das Geld in die Hand.

Ich sah ihm nicht ins Gesicht. Das Geld nahm er und hörte schweigend, was ich ihm von Fedórowitsch mitteilte.

In der Höhle, in der dunklen Ecke lag auf der Bank Maruffja. Der Begriff des Todes war mir noch nicht ganz faßlich gewesen, als ich von ihm gehört hatte; jetzt erst schnürten mir bittere Thränen die Kehle zu, als ich diesen leblosen Körper erblickte. Meine kleine Freundin lag ernst und still mit ihrem bleichen Gesichtchen da. Die geschlossenen Augen waren etwas eingesunken und von noch bläulichen Rändern umgeben. Der Mund war ein wenig geöffnet — ein Zug kindlicher Trauer lag um ihn. Maruffja schien damit auf unsere Thränen zu antworten.

Der „Professor“ stand am Kopsende und schüttelte teilnahmslos das Haupt. Der Sinker hämmerte in der anderen Ecke und zimmerte mit Hilfe einiger anderer dunkler Gestalten einen Sarg aus alten Brettern, die vom Dache der Kapelle abgerissen waren. Lawronski saß nüchtern bei voller Besinnung und schmückte die kleine Leiche mit eben gepflückten Herbstblumen.

Walek lag zusammengekrümmt in der Ecke; sein Körper zitterte im Schlaf, und von Zeit zu Zeit schluchzte er laut auf.

Schluß.

Bald nach den beschriebenen Ereignissen zerstreuten sich die Mitglieder der schlechten Gesellschaft. Es blieben nur der „Professor“, der wie früher durch die Straßen der Stadt schlenderte, und Turkewitsch zurück, dem der Vater zuweilen schriftliche Arbeiten gab. Ich meinerseits vergoß manchen Tropfen Blut in Schlachten mit jüdischen Knaben, die den „Professor“ durch Erinnerung an stechende und schneidende Waffen quälten.

Der „Junfer“ und die anderen dunklen Gestalten gingen auf die Suche nach Glück. Tiburzy und Walek verschwanden ganz unerwartet, und niemand wußte, wohin sie sich gewandt hatten, wie es auch niemand gewußt hatte, woher sie gekommen waren.

Die alte Kapelle hat stark von dem Zahn der Zeit gelitten. Erst sank das Dach ein, durch seine Schwere die Decke des unterirdischen Gewölbes eindrückend. Dann bildeten sich rund um die Kapelle Einsenkungen und es wurde dort noch unheimlicher; noch lauter krächzte der Uhu, und auf den Gräbern sah man nachts blaue Flämmchen unheimlich aufglühen.

Nur auf einem Grabe, das von einem Steckenzaun eingegrenzt war, grünte frischer Rasen, blühten einfache Feldblumen. Sonja und ich, manchmal auch der Vater, besuchten dieses Grab. Wir blieben hier zu weilen, während es im Laube der Birke flüsterte und die Stadt im Nebel verschwand. Hier lasen wir mit der Schwester, dachten und teilten einander unsere ersten jugendlichen Gedanken mit, die gutgemeinten idealen Pläne unserer Jugend.

Und als für uns die Zeit kam, das stille Städtchen zu verlassen, legten wir hier an diesem kleinen Grabe unsere Gelübde ab.

Geheime Geschichten

und

rätzelhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten
Herausgegeben von Friedrich Bülow.

In neuer Auswahl.

Nr. 2740. 2959. 3106. 3214. 3330. 3706. 3868. 4007. 4255. 4277.

Inhalt: 1. Bd.: Die russischen Thronrevolutionen 1762 und 1801. — 2. Bd.: Die Geheimnissvollen im Schlosse zu Eishausen. — 3. Bd.: Cagliostro. Der Graf von St.-Germain. Karl von Hund und Alten-Grottau. Johann Georg Schrepfer. Bessler-Driffyré. 4. Bd.: Vorwort. Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert. Ein Prätendent aus dem 19. Jahrhundert. (Naundorff.) 5. Bd.: Katharina I., Kaiserin von Rußland. 6. Bd.: Die Signora von Monza. 7. Bd.: Vorwort. Die Prinzessin Orsini. Die Cellamareverschwörung; Alberoni und Ripperda. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien. 8. Bd.: Vorwort. Eine Pseudokönigin. Die vermeintliche Kaisertochter. Der Ritter d'Con. 9. Bd.: Graf Philipp Christoph v. Königsmark u. die Prinzessin v. Ahlden. 10. Bd.: Vorwort. Der Zarewitsch Alexei und seine Gemahlin. Fürst Alexej Menezkoff.

Geheftet à Band 20 Pfennig.

Die Belagerung von Paris.

Eindrücke und Erinnerungen von Francisque Sarcey.

Aus dem Französischen übersezt von N. Luhten.

Nr. 3118—3120. Geheftet 60 Pf. — Gebunden 1 Mark.

Das rothe Quartal.

Eine geschichtliche Episode. (März—Mai 1871.)

Von Johannes Scherr.

Nr. 1551. Geh. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Linguets

Denkwürdigkeiten über die Bastille.

Mit umfassenden Ergänzungen und Berichtigungen
deutsch herausgegeben von Robert Fabz.

Mit einem Plane der Bastille.

Nr. 2121—2125. Geh. 1 M. — Geb. 1 M. 50 Pf.



3 0112 078417117

Aus Philipp

Pr

Aus der russischen Literatur.

- Gorkij, Maxim, Mein Reisegefährte und zwei andere Erzählungen. Übersetzt und mit Einleitung versehen von S. Mezin und Ph. Lofsch. Mit dem Bildnis des Verfassers. Nr. 4221.
- , Malwa. Die Geschichte eines Verbrechens. Zwei Erzählungen. Deutsch von F. Bertuch. Nr. 4366.
- , Der Bagabund und andere Erzählungen. Übersetzt von F. Bertuch. Nr. 4271.
- , Die alte Isergil und andere Erzählungen. Aus dem Russischen übertragen von Alexis von Krusenstjerna. Nr. 4587.
- Korolentko, W., Der blinde Musiker. Eine Studie. Übersetzt von Julius Grünberg. Nr. 2929. Geb. 60 Pf.
- , Das Meer. — In schlechter Gesellschaft. Zwei Erzählungen. Übersetzt von Julius Grünberg. Nr. 3098.
- , Sibirische Novellen. Übersetzt von Julius Grünberg. Nr. 2867/68. Geb. 80 Pf.
- Tolstoj, Graf Leo N., Anna Karenina. Roman. Nach der siebenten Auflage übersetzt von Hans Moser. Zwei Bände. Nr. 2811—20. Geb. M. 2.50.
- , Auferstehung. Roman. Übersetzt von Marie von Pezold. Zwei Bände. Nr. 4031/32 u. 4041—4043. Geb. M. 1.50.
- , Herr und Knecht. — Das Kaffeehaus von Surate. Übersetzt von A. Klatsch. Nr. 3373.
- , Krieg und Frieden. Historischer Roman. Mit Genehmigung des Autors herausgegebene deutsche Übersetzung von Dr. Ernst Strengé. 3. Auflage. 2 Bände. Nr. 2966—2975. Geb. M. 2.50.
- , Volkserzählungen. Übersetzt von Wilhelm Goldschmidt. Nr. 2556/57. Geb. 80 Pf.
- , Luzern. — Familienglück. Zwei Erzählungen. Übersetzt von Wilhelm Lange. Nr. 1657/58.
- , Zwei Husaren. — Tagebuchblätter eines Marqueurs. Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. S. Rühl. Nr. 4567.
- Tschekow, Anton, In der Dämmerung. Skizzen und Erzählungen. Autorisierte Übersetzung von Joh. Treumann. Nr. 2846
- , Die drei Schwestern. Drama in vier Aufzügen. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Stümcke. Nr. 4264.
- , Die Mäwe. Schauspiel in vier Aufzügen. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Stümcke. Bühneneinrichtung mit Dekorationsplänen. Nr. 4319.